bei Schulz

Seht doch den Schotten welcher sein eigenes Blut ißt!

Walter Scott's
sämmtliche
Werke.

Neu übersetzt.

Fünf und neunzigster Band.

Erzählungen eines Großvaters,
aus der
schottischen Geschichte.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1828.

Erzählungen

eines Großvaters

aus der

schottischen Geschichte.

Von

Sir Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1828.

Erzählungen eines Großvaters
aus der
schottischen Geschichte.

Erstes Kapitel.

Woher es kam, daß Schottland und England getrennte Königreiche wurden.

England ist der südliche, und Schottland der nördliche Theil der berühmten Insel, welche Großbritannien genannt wird. England ist bei weitem größer als Schottland, und hat üppigern Boden als letzteres, weßhalb dort besseres Korn wächst. Die Einwohnerzahl von England übersteigt die von Schottland weit, und dort sind Stadt- und Landleute reicher, besser genährt, und besser gekleidet, als in Schottland.

Schottland dagegen ist voll von Hügeln, sehr großen Sümpfen und Wildnissen, in welchen kein Korn gedeiht, und woselbst nur wenig Futter für Schaaf- oder Viehheerden wächst. Der ebene Boden jedoch, welcher längs der großen Flüsse liegt, ist fruchtbarer und erzeugt Korn. Die Eingebornen von Schottland sind im Allgemeinen an eine rauhere Lebensart gewöhnt, als die von England.

Da nun diese zwei Nationen die verschiedenen Endpunkte derselben Insel bewohnen, und durch große und stürmische Meere von andern Theilen der Welt getrennt sind, so scheint es natürlich, daß sie in freundnachbarlichem Verhältnisse zu einander und unter einer Regierung gelebt haben werden. Dem ist auch so; vor ungefähr zweihundert Jahren wurde der König von Schottland auch König von England, worüber ich in einem andern Kapitel dieses Buches das Nähere mittheilen werde. Seit jener Zeit blieben die beiden Nationen in ein großes Königreich, welches Großbritannien heißt, vereint.

Ehe jedoch diese glückliche Vereinigung von England und Schottland zu Stande kam, wurden viele lange, grausame und blutige Kriege zwischen den beiden Völkern geführt, und, weit entfernt, sich gegenseitig zu helfen oder beizustehen, um gute Nachbarn und Freunde zu werden, fügten sie sich alles mögliche Leid zu, und schadeten einander; sie fielen gegenseitig in ihr Gebiet ein, mordeten ihre Unterthanen, brannten ihre Städte ab, und nahmen Weiber und Kinder gefangen. Dieß währte nun viele hundert Jahre und ich werde nun die Ursache angeben, woher es kam, daß das Land so uneinig war.

Schon vor langer Zeit, etwa vor achtzehnhundert Jahren, oder noch länger, wohnte dort ein tapferes kriegerisches Volk, die Römer; diese wollten die ganze Welt erobern, alle Länder unterwerfen, und Rom zum Haupt aller Nationen auf dieser Erde erheben. Nachdem sie fern und nahe Eroberungen gemacht hatten, kamen sie zuletzt nach Britannien, und bekriegten die Einwohner daselbst, die Britten oder Britannier genannt. Die Römer, welche ein sehr tapferes und gut bewaffnetes Volk waren, schlugen die Britten, und nahmen beinahe von dem ganzen flachen Theil der Insel, welcher heut zu Ta-

ge England genannt wird, Besitz, so wie auch von dem südlichen Theile Schottlands. Doch konnten sie ihre Eroberungen in den hohen nördlichen Gebirgen Schottlands nicht fortsetzen, denn es wurde ihnen sehr schwer dort Nahrungsmittel für ihre Truppen aufzutreiben; auch fanden sie von Seiten der Einwohner nicht wenig Widerstand.

Das wilde Volk Schottlands, welches die Römer nicht zu unterjochen im Stande waren, kam von seinen Gebirgen herab, und überfiel die von den Römern schon eroberten Landestheile. Die Bewohner Schottlands wurden aus zwei Volksstämmen gebildet, nemlich aus den Schotten und Pikten; diese standen sich selbst oft feindlich gegenüber; aber sobald es gegen die Römer und Britten gieng, vereinigten sie sich wieder und schlugen diese. Endlich dachten die Römer, sie wollen diese Pikten und Schotten vom Vordringen in den südlichen Theil Britanniens abhalten, und verwüsteten dieses Land. Um aber ihren Zweck ganz zu erreichen, bauten die Römer eine sehr große Mauer zwischen der einen und andern Seite der Insel, so daß kein Schotte oder Pikte in das südlich der Mauer gelegene Land kommen konnte; überdieß bauten sie noch Thürme und errichteten von einer gewissen Entfernung zur andern Waffenplätze und besetzten solche mit Truppen, so daß bei dem geringsten Allarm die Soldaten schnell zur Vertheidigung desjenigen Theils der Mauer, welcher angegriffen wurde, in Bereitschaft standen. Diese römische Hauptmauer wurde zwischen den zwei großen Mündungen des Clyde und Forth gebaut, gerade da, wo die Insel Britannien am schmälsten ist. Man kann heut zu Tage an Ort und Stelle noch einige Theile der Mauer sehen; auch ist sie auf der Karte angezeigt.

Diese Mauer setzte die Britten zwar in Stand sich auf

einige Zeit zu vertheidigen; die Schotten und Pikten wurden dadurch von dem schönen, reichen Lande ausgeschlossen, und in ihre eigene Gebirge eingezwängt; aber die Vorkehrung mißfiel ihnen so sehr, daß sie sich in großer Anzahl versammelten und trotz aller Anstalten, welche die Römer dagegen trafen, über die Mauer stiegen. Ein gewisser Grahame soll der erste Soldat gewesen seyn, welcher über die Mauer kletterte, und das gemeine Volk nennt noch jetzt die Ueberreste der Mauer den Grahams-Damm.

Nachdem die Römer sahen, daß diese erste Mauer die Barbaren nicht abhalten könnte (denn so nannten sie die Pikten und Schotten), so entschlossen sie sich, den letztgenannten eine bedeutende Strecke Landes abzutreten, und dachten, dieß könnte sie zur Ruhe bringen. Sodann baueten sie eine weit stärkere Mauer als die erste, sechzig Meilen weiter rückwärts von den Pikten und Schotten. Nun machten die Barbaren viele wüthende Angriffe, um über diese zweite Mauer zu steigen, gerade wie sie dieß jedesmal thaten um über die erste zu gelangen; aber die römischen Soldaten vertheidigten diese zweite Mauer so gut, daß die Pikten und Schotten nicht durchbrechen konnten, obgleich diese oft zur See in Kähnen, die aus Ochsenhäuten gefertigt und über Reife gespannt waren, das Ende der Mauer ganz umgingen, auf der andern Seite landeten, und dann sehr viel Unheil stifteten. Inzwischen führten die armen Britten ein sehr unglückliches Leben; denn nachdem ihr Land durch die Römer unterjocht worden war, hatten diese alle ihre Waffen weggenommen, und die Britten kamen außer Uebung solche zu führen, und sogar sich selbst zu vertheidigen; sie mußten sich ganz dem Schutze der Römer anvertrauen.

Zur nämlichen Zeit jedoch entstanden zu Rom große Un-

einigkeiten und Unordnungen, und Kriege brachen aus; daher schickte der römische Kaiser den Truppen, welche er in Britannien unterhielt, den Befehl zu, daß sie unverzüglich in ihr eigenes Land zurückkehren, und den Britten überlassen sollten, ihre Mauer, so gut sie können, gegen ihre unruhigen und kriegliebenden Nachbarn, gegen die Pikten und Schotten zu vertheidigen. Die römischen Truppen bedauerten die armen Britten sehr, doch konnten jene nicht mehr für letztere thun, als die Vertheidigungsmauer ausbessern; sie bauten daher noch alles auf, was schadhaft war, und machten die Mauern so stark, als sie neu gewesen; dann bestiegen sie ihre Schiffe und verließen die Insel.

Nach der Abfahrt der Römer waren die Britten durchaus nicht im Stande, die Mauern gegen die Barbaren zu vertheidigen; denn seit ihrer Unterjochung durch die Römer waren sie schwach und feig geworden. In Folge dessen wurde ihr Land von den Pikten und Schotten verderbt und verwüstet, ihre Jünglinge und Mädchen weggenommen und in Sclaverei geführt, ebenso wurden sie ihrer Schaaf- und Viehheerden beraubt, ihre Häuser abgebrannt, und endlich waren sie allen möglichen Chikanen ausgesetzt. Nachdem sich die Britten selbst für unfähig hielten, jenem barbarischen Volke Widerstand zu leisten, riefen sie eine Schaar Deutscher um Beistand an, welche hierauf nach Britannien zogen und Angelsachsen genannt wurden.

Diese waren nun sehr tapfere und kriegerische Leute; sie kamen in ihren Schiffen aus Deutschland, landeten im südlichen Theil Britanniens, fochten mit den Britten gegen die Pikten und Schotten, und trieben diese in die Berge und festen Plätze ihres eigenen Landes auf die nördliche Seite der Römermauer zurück; seit der Zeit verhielten sich jene etwas ruhiger gegen ihre Nachbarn.

Leider verbesserte sich die Lage der Britten nach der Niederlage, welche sie von ihren nördlich gelegenen Feinden erlitten, nicht viel; denn die Sachsen, nachdem sie nach Britannien gewandert waren, nachdem sie das schöne reiche Land sahen und gewahr wurden, nachdem ihnen nicht entging, wie wenig dessen Bewohner im Stande seyen, es zu vertheidigen, faßten den Entschluß, das Land für sich selbst zu nehmen, sich die Britten zu unterwerfen und zu Sclaven zu machen. Die Britten, sehr aufgebracht darüber, daß ihr Land durch diejenigen genommen werde, welche sie um Hülfe baten, widersetzten sich ihnen, aber die Sachsen waren stärker und kriegerischer als sie, und schlugen sie so oft, daß sie endlich ganz vom ebenen und flachen Lande im Süden Britanniens Besitz nahmen. Indessen flohen die Tapfersten der Britten in einen sehr hügelichten Theil Britanniens, welcher Wales heißt und dort vertheidigten sie sich gegen die Sachsen viele Jahre lang; ihre Abkömmlinge sprechen dort noch heute die alte brittische Sprache welche im Englischen Welsh genannt wird. Inzwischen breiteten sich die Angelsachsen im ganzen südlichen Theil Britanniens aus und der Name des Landes wurde geändert, es hieß nicht mehr Britannien, sondern England, welches so viel heißen will als das Land der Angelsachsen, welche es erobert haben.

Während nun die Sachsen und Britten einander feindselig gegenüber standen, geriethen die Schotten und Pikten, nachdem sie hinter die Römermauer zurück getrieben waren, auch in Streit, und bekriegten sich gegenseitig, und endlich, nach mehreren Schlachten, wurden die Pikten durch die Schotten besiegt. Das gemeine Volk sagt, daß die Schotten jenen eine völlige Niederlage lieferten; aber ich denke, es seye nicht wahrscheinlich, daß sie einen so zahlreichen Volksstamm ver-

nichteten. Jedoch ist so viel gewiß, daß sie eine Menge erschlagen, andere aus dem Lande vertrieben, die übrigen aber sich unterwürfig und zu Sclaven gemacht haben müssen; wenigstens hörte man nach diesen bedeutenden Niederlagen in der Geschichte nie mehr etwas von den Pikten, und die Schotten gaben ihren eigenen Namen dem nördlichen Theil Britanniens, so wie die Engländer oder Angelsachsen, den ihrigen dem südlichen; so entstand der Name Schottlands, das Land der Schotten, und Englands, das Land der Engländer. Diese zwei Königreiche waren von einander getrennt, zuerst durch den Fluß Tweed, dann durch eine große Reihe von Hügeln und Wildnissen, und endlich durch einen Meeresarm, welcher die Meerenge von Solway genannt wird. Die Theilung ist nicht sehr weit von der alten Römermauer. Die Mauer ist durch die Länge der Zeit beinahe in Trümmer zerfallen, doch stehen, wie ich schon gesagt habe, noch einige Theile derselben und es ist auffallend zu sehen, wie sie so spizig, wie ein Pfeil über hohe Hügel hinweg und durch große Sümpfe und Moräste hindurch geht.

Britannien war also, wie aus dem Obigen hervorgeht, unter drei verschiedene Volksstämme vertheilt, welche alle drei einander feindlich gegenüber standen. England war der reichste und beste Theil der Insel und durch die Engländer bewohnt. Schottland, von Hügeln, großen Seen, schwierigen und gefährlichen Abgründen, wilden Haiden und großen Morästen durchschnitten, wurde durch die Schotten oder Schottländer bewohnt. Der dritte Theil hieß Wales, wohin die, von den alten Britten übrig Gebliebenen geflohen waren, um vor den Sachsen sicher zu seyn.

Die Bewohner von Wales vertheidigten ihr Land lange Zeit, aber endlich nahmen die Engländer Besitz hievon. Sie

waren übrigens nicht im Stande sich Schottlands zu bemächtigen, ob sie gleich es sehr oft versuchten. Die zwei Länder standen unter verschiedenen Königen, welche sehr oft und verzweiflungsvoll mit einander fochten; daraus erhellt auch, warum England und Schottland, obgleich Theile ein und derselben Insel, sich lange Zeit bekriegten. Dein Vater wird dir beide Länder auf der Karte zeigen, und du mußt bemerken, wie Schottland voll kleiner Berge, wilder Sümpfe und Haiden ist. Doch fällt mir eben bei, mein Junker Hugo ist schon gereist, und hat mit seinen eigenen Augen England und Schottland gesehen; übrigens schadet es nicht, einen Blick auf die Karte zu werfen.

Die Engländer sind ganz verliebt in ihr schönes Land; sie nennen es Alt-England, und meynen, es seye das schönste Land, das die Sonne bescheine. Die Schotten sind auch stolz auf ihr Land mit seinen großen Seen und Bergen und in der alten Volkssprache nennen sie es „das Land der Seen und Berge und der braven Leute," oder oft auch „das Land der Kuchen," weil das Volk in Ermanglung des Waizenbrods großentheils von Kuchen aus Hafer lebt. Derzeit sind übrigens beide Länder, England und Schottland, Theile ein und desselben Königreichs und man fragt nicht, welches das beste Land seye und in welchem die bravsten Leute wohnen.

Dies ist nur ein langweiliges Kapitel, Junker Hugo; da ich nun aber im Begriff stehe eine Menge Geschichtchen von England und Schottland zu erzählen, so halte ich es für sehr zweckmäßig, daß Du aufmerksam zuhörst, was für ein Land ich abhandeln werde. Die nächste Geschichte wird Dir mehr Unterhaltung gewähren.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte Macbeth's.

Nachdem die Schotten und Pikten in ein Volk vereinigt waren, wie ich vorhin erwähnte, gab es schon einen König von Schottland; er hieß Duncan und war ein sehr braver alter Mann. Er hatte zwei Söhne; der eine hieß Malcolm und der andere Donaldbane. König Duncan war zu alt, um seine Armee auf das Schlachtfeld führen zu können und seine Söhne waren zu jung, um ihn hierin zu unterstützen.

Zu dieser Zeit wurden Schottland, so wie auch Frankreich, England und alle andere Länder Europens durch die Dänen häufig beunruhigt. Diese waren ein sehr wildes, kriegerisches Volk, welche von einer Stelle zur andern segelten, ihre Armeen an den Küsten ausschifften, und überall, wo sie hinkamen sengten und brannten. Wenn sie in Länder kamen, deren Bewohner feig waren nahmen sie Besitz davon, so wie es die Sachsen mit Britannien machten. Zu einer anderen Zeit landeten sie mit ihren Truppen, machten Beute, so viel sie konnten, brannten die Häuser nieder, gingen sodann an Bord und lichteten die Segel. Sie stifteten so viel Unheil, daß die Völker in den Kirchen den Allmächtigen anflehten, er möchte sie von der Wuth der Dänen befreien.

Während König Duncan's Regierung kam eine große Flotte jener Dänen nach Schottland, und schiffte ihre Truppen in der Provinz Fife aus, um von dieser Gegend Besitz zu nehmen. Auf dieses hin wurde eine zahlreiche schottische Armee aufgeboten, die Dänen zu bekämpfen. Der König,

wie ich schon erwähnte, war zu alt, um seine Armee zu commandiren, und seine Söhne waren zu jung; daher übertrug er das Commando einem nahen Verwandten Namens Macbeth, dem Sohne eines gewissen Finel, welcher Landvogt (Thane) von Glamis war. Die Gouverneure der Provinzen in Schottland hießen damals Thanes; späterhin wurden sie Earls (Grafen) genannt.

Dieser Macbeth, ein tapferer Krieger, zog an der Spitze der schottischen Armee gegen die Dänen; er nahm einen seiner nahen Verwandten, den Landvogt von Lochaber mit, dieser hieß Banquo und war ebenfalls ein sehr tapferer Mann. Bald wurde von den Dänen und Schotten eine bedeutende Schlacht geliefert; Macbeth und Banquo schlugen die Dänen, trieben sie zurück in ihre Schiffe und verwundeten und tödteten ihnen eine bedeutende Anzahl. Hierauf kehrte Macbeth mit seiner Armee in eine Stadt des nördlichen Schottlands, nach Forres zurück, um sich dort des erfochtenen Sieges zu erfreuen.

In der letzt genannten Stadt lebten zu jener Zeit drei alte Weiber, welche das Volk für Hexen und Wahrsagerinnen hielt. Heut zu Tage würde außer dem gemeinen und unwissenden Pöbel, oder Leute, welche Zigeuner zu Rathe ziehen, um ihr Schicksal voraus zu erfahren, niemand mehr solchen Narrheiten Glauben beimessen; doch in früheren Zeiten war das Volk weit unwissender als jetzt und sogar große Männer, wie Macbeth, glaubten, daß solche Personen, wie die Hexen von Forres wahrsagen können und hörten den Unsinn, den sie sagten, an, als wären die alten Weiber wirklich Propheten gewesen. Die alten Weiber sahen, daß sie geachtet und gefürchtet waren, deshalb trachteten sie auf das Volk Einfluß

zu bekommen und behaupteten, sie sagen voraus, was sich zutragen werde; dafür bekamen sie dann Geschenke.

So gingen sie auch fort und stellten sich auf einem Nebenwege in einer großen Haide nahe bei Forres auf, und warteten bis Macbeth sich näherte. Als er an der Spitze seiner Armee dort vorbeizog, stand die erste jener Weiber vor ihn hin und sagte: „Glück zu! Macbeth — Heil Dir Thane von Glamis.“ Die zweite sagte: „Glück zu! Macbeth, Heil Dir Thane von Cawdor.“ Die dritte, welche ihm ein größeres Compliment als die beiden andern machen wollte, rief ihm zu: „Heil dem Macbeth, welcher König von Schottland werden soll!“ Macbeth war sehr erstaunt, als sie ihm diese Titel gaben, und während er voll Verwunderung und nachsinnend da stund, trat Banquo vor zu den Weibern und fragte sie, ob sie ihm nicht auch so etwas zu sagen hätten, als wie dem Macbeth? — Sie antworteten ihm, er werde nicht so groß werden, wie Macbeth, aber daß, obgleich er selbst nicht auf den Thron gelangen könne, seine Kinder die Thronfolger Schottlands würden, und eine Reihe von Jahren Könige bleiben sollen.

Noch ehe sich Macbeth von seiner allzugroßen Ueberraschung erholt hatte, kam ein Bote angesprengt, um ihm anzukündigen, daß sein Vater gestorben und ihm durch Erbschaft die Stelle eines Thane von Glamis zugefallen sey. Zu gleicher Zeit kam ein zweiter vom König gesendeter Bote, um Macbeth für den großen über die Dänen errungenen Sieg zu danken, und ihm mitzutheilen, daß der König, den Thane von Cawdor, wegen Empörung, seiner Stelle entsetzt habe, daß der Monarch andurch den Macbeth zum Thane von Cawdor und von Glamis ernannt haben wollte. Somit schienen die zwei Weiber, welche Macbeth zuerst angesprochen, ihm

die rechten Titel gegeben zu haben. Ich erkühne mich aber zu behaupten, daß sie, um den Tod von Macbeth's Vater wußten, so wie auch, daß das Gouvernement von Cawdor für Macbeth bestimmt war, wovon er übrigens noch nichts gehört hatte.

Nachdem nun Macbeth sah, daß ein Theil ihrer Prophezeihungen wahr wurde, dachte er daruber nach, wie er es angreifen sollte, um König zu werden. Seine Frau war ein ehrgeiziges gottloses Weib; so bald sie merkte, daß ihr Mann darauf sinne, sich selbst zum König von Schottland empor zu schwingen, munterte sie ihn durch alles, was in ihren Kräften stund hiezu auf, und suchte ihn zu überzeugen, daß der Weg zur Krone nur über König Duncans Leiche gehe. Macbeth verabscheute ein so großes Verbrechen zu begehen; denn er wußte, was für ein guter König Duncan gewesen, er erinnerte sich, daß er verwandt mit ihm und immer mit Liebe behandelt worden sey, daß ihm der König das Commando der Armee anvertraut und nachher das Gouvernement von Cawdor übertragen habe. Doch sein Weib fuhr fort ihn zu überreden, wie es thöricht und zaghaft wäre, wenn er nicht die erste beste Gelegenheit ergreifen würde, sich selbst zum König zu machen, und wenn er durch eigene Schuld, das von den Hexen ihm verheißene Glück von sich stoßen würde. Endlich vermochten der gottlose Rath seiner Frau und die Prophezeihung jener alten bösen Weiber Macbeth dahin zu bringen, daß er auf Ermordung seines Königs und Freundes sann. Die Art, auf welche er das Verbrechen ausführte, machte es noch scheußlicher.

Macbeth lud Duncan ein, ihn in einem großen Schlosse, nahe bei Inverneß zu besuchen, und der gute König, welcher

gegen

gegen seinen Verwandten durchaus keinen Argwohn schöpfte, nahm die Einladung sehr gerne an. Macbeth und seine Frau empfingen den König sammt seinem Gefolge mit anscheinend großer Freude, und gaben ein schönes Fest, wie dieß gewöhnlich geschieht, wenn ein König seinen Unterthanen besucht. Ungefähr um Mitternacht wünschte der König sich in das ihm zugedachte Zimmer zurückzuziehen; hierauf begleitete ihn Macbeth in ein sehr schönes Gemach, das zur Aufnahme des Königs hergerichtet worden war. In den damaligen barbarischen Zeiten war es üblich, daß in demselben Zimmer, in welchem der König schlief, auch zwei bewaffnete Männer schliefen, um seine Person zu vertheidigen, im Fall er des Nachts durch irgend jemand angegriffen werden sollte. Mit diesem wohlbekannt, hatte die niederträchtige Frau des Macbeth's die zwei Wächter durch Wein, den sie noch mit andern geistigen Getränken mischte, so betrunken gemacht, daß beide, als sie in des Königs Gemach gingen, hinfielen und so fest schliefen, daß nichts sie zu erwecken im Stande war.

Dann kam der grausame Macbeth in des Königs Duncan's Schlafzimmer, ungefähr um zwei Uhr des Morgens. Es war eine fürchterlich stürmische Nacht; doch konnte der Lärmen, den der Wind verursachte, und der heftige Donner den König nicht erwecken, da er sehr alt und an diesem Tage besonders ermüdet war; eben so wenig erwachten die zwei Schildwachen. Sie schliefen alle fest. Da kam Macbeth in das Zimmer und trat ganz leise auf; er nahm die zwei Dolche, welche die Schildwachen trugen, ab, und stieß sie dem armen alten König Duncan so tief ins Herz, daß dieser keinen Laut mehr von sich gab. Dann gab Macbeth die blutigen Dolche den Schildwachen wieder in die Hand und be-

schmierte ihre Gesichter mit Blut, daß es scheinen solle, sie hätten den Mord begangen. Macbeth war über seine That in Schrecken versetzt; seine Frau ließ ihn nur die Hände waschen, und bat ihn dann, sich schlafen zu legen.

Den andern Morgen sehr frühe hatte sich der Hofstaat des Königs, um ihn zu erwarten, in der großen Halle des Schlosses versammelt, und dort unterhielten sie sich über den fürchterlichen Sturm, welcher die Nacht vorher so gewüthet hatte. Aber Macbeth konnte kaum verstehen, was sie sprachen, denn er dachte an etwas viel Schlimmeres und Gräßlicheres, als der Sturm gewesen, und war begierig darauf, was jene wohl sagen werden, wenn sie die Mordthat erfahren. Sie warteten einige Zeit, nachdem sie aber fanden, daß der König sein Zimmer nicht verlasse, ging einer von der Umgebung des Königs zu ihm, um zu sehen, ob er wohl sey oder nicht. Als er in das Zimmer trat, fand er den armen König Duncan todt, steif, kalt und blutig da liegen, und die beiden Schildwachen mit ihren von Blut gefärbten Dolchen fest schlafend. So bald die schottischen Edelleute sich ebenfalls hievon überzeugten, waren sie in Staunen versetzt, aber auch zugleich von Wuth entbrannt, und Macbeth stellte sich, als wäre er wüthender als alle andere, zog sein Schwert, und durchbohrte, ehe irgend einer ihm zuvorkommen konnte, die zwei Wächter des Königs, welche in dessen Schlafzimmer schliefen, indem er behauptete, daß sie es seyen, welche den König Duncan ermordet haben.

Nachdem Malcolm und Donaldbane, die zwei Söhne des guten Königs, erfuhren, daß ihr Vater auf eine so auffallende Weise in Macbeth's Schloß ermordet wurde, befürchteten sie, es möchte ihnen ein ähnliches begegnen, und flohen aus Schottland, denn unerachtet Macbeth alle mögliche Ent-

schuldigungen vorbrachte, so glaubten sie doch, daß er es sey, der ihren Vater umgebracht habe. Donaldbane floh auf entfernte Inseln, aber Malcolm, der älteste Sohn des Königs Duncan, ging an den Hof nach England, wo er den engländischen König um Beistand bat, ihm, als dem Nachfolger seines Vaters, auf den Thron von Schottland zu verhelfen.

Inzwischen nahm Macbeth von dem Königreich Schottland Besitz, und alle seine gottlosen Wünsche schienen sofort in Erfüllung gegangen zu seyn. Er war aber nicht glücklich; er dachte immer daran, wie schlecht es von ihm gewesen seye, seinen Freund und Wohlthäter ermordet zu haben, und wie ihm durch irgend einen, der eben so ehrgeizig als er selbst wäre, das nämliche begegnen könnte. Er erinnerte sich, daß die alte Hexe prophezeiht hatte, die Kinder des Banquo werden nach seinem Tode auf den Thron gelangen, daraus zog er den Schluß, Banquo möchte gegen ihn eine Verschwörung anzetteln, wie er es gegen den König Duncan gethan hatte. Die schlechten Leute denken immer, daß andere eben so schlecht seyen, wie sie.

Um diese eingebildete Gefahr abzuwenden, dingte er zwei Mörder mit der Weisung, in einem Walde, in welchem Banquo und dessen Sohn Fleance des Abends gewöhnlich spazieren gingen, aufzulauern, sie zu ergreifen und Vater und Sohn umzubringen. Die Niederträchtigen befolgten Macbeth's Geheiß, aber während sie damit beschäftigt waren, Banquo zu ermorden, entfloh Fleance und flüchtete sich aus Schottland nach Wales. So ist die Verheißung zu deuten, daß erst nach einer Reihe von Jahren Banquo's Kinder auf den schottischen Thron gelangen werden.

Macbeth war nicht viel glücklicher, nachdem er seinen

braven Freund und Vetter Banquo aus dem Wege geräumt hatte. Er wußte, daß Einige, seiner schlechten Thaten wegen, die er vollbracht, Verdacht gegen ihn hegten, und er war beständig in Furcht, es möchte ihn einer auf die Art umbringen, wie er mit seinem alten Fürsten verfahren ist, oder daß Malcolm vom König von England Beistand erhalten, Krieg gegen ihn führen und ihm am Ende das schottische Königreich nehmen könnte. In dieser zerrütteten Gemüthsstimmung beschloß er die alten Wahrsagerinnen aufzusuchen, deren Worte zuerst den Wunsch in ihm rege werden ließen, König zu werden. Es ist anzunehmen, daß er ihnen Geschenke anbot, und daß sie verschlagen genug waren, um zu wissen, was sie ihm antworten sollen, um ihn in seinem Glauben, sie können wahrsagen, zu bestärken. Sie antworteten ihm, er habe nicht zu befürchten, besiegt oder des Königreichs Schottland verlustig zu werden, bis ein großer Wald, der Birnamwald genannt, ihn in einem festen Schlosse, das auf dem hohen Hügel Dunsinane liege, angreifen würde. In neuerer Zeit ist der Hügel Dunsinane auf der einen Seite eines Thals, und der Wald Birnam auf der andern. Da die Entfernung von genanntem Schlosse bis an den Wald zwölf Meilen beträgt, so dachte Macbeth, es sey unmöglich, daß je die Bäume einen Angriff auf das Schloß unternehmen könnten. Er entschloß sich daher sein Schloß auf dem Hügel Dunsinane sehr stark zu befestigen und betrachtete es als einen Platz, in welchem er immer sicher seyn könne. Um diesen Vorsatz auszuführen, veranlaßte er den ganzen Landadel und seine Landvögte, Steine, Holz und andere Baumaterialien herbeizuschaffen, und diese durch Ochsen auf die Spitze des steilen Hügels, wo er das Schloß erbaute, schleppen zu lassen.

Unter den Adelichen, welche genöthigt waren, ihm Ochsen, Pferde und andere Materialien zu diesem beschwerlichen Unternehmen zu schicken, war ein gewisser Macduff, Landvogt von Fife. Macbeth fürchtete diesen Landvogt, denn er war sehr mächtig und als tapfer und weise bekannt; und Macbeth dachte überdies, daß er sich sehr wahrscheinlich mit Prinz Malcolm vereinigen werde, wenn dieser je mit einer Armee aus England kommen sollte. Der König hatte daher einen Privathaß gegen diesen Landvogt von Fife, welchen er vor jedermann verbarg, bis er Gelegenheit finden konnte, ihn auf ähnliche Weise wie Duncan und Banquo aus der Welt zu schaffen. Macduff seiner Seits war sehr vorsichtig, und ging so selten als möglich an des Königs Hof, da er sich selbst nie sicher glaubte, als in seinem eigenen Schloß Kennoway, welches an der Küste von Fife, nahe an der Mündung von Forth lag.

Eines Tags lud der König mehrere seiner Adelichen, unter andern auch Macduff, den Landvogt von Fife, ein, ihn auf seinem neuen Schloß Dunsinane zu besuchen; sie mußten alle kommen, keiner durfte zurückbleiben. Bei dieser Gelegenheit wollte ihnen der König ein großes Gastmal geben, wozu schon alle Anstalten getroffen waren. Inzwischen ritt Macbeth von Wenigen begleitet aus, um die Ochsen zu sehen, welche das Holz und die Steine, deren man zur Erweiterung und größerer Befestigung des Schlosses bedurfte, auf den Berg schleppten. Sie betrachteten meistens die Ochsen, wie diese ihre Lasten mit großer Schwierigkeit bergan brachten, denn der Abhang war sehr steil, die Lasten schwer, und die Sonne brannte fürchterlich. Endlich sah Macbeth ein Paar Ochsen so ermüdet, daß sie den Hügel nicht mehr besteigen konnten und von ihrer Last darniedergedrückt, hinabfielen.

Darüber war der König sehr aufgebracht, und verlangte zu wissen, welcher von seinen Landvögten so schwache und so wenig zur Arbreit geeignete Ochsen geschickt habe, da er sie doch so nöthig zu dieser Arbeit gebrauche. Einer von ihnen antwortete, daß die Ochsen dem Macduff, Landvogt von Fife, gehörten. Nun dann, versetzte der König zornig, wenn er so schlechtes Vieh, wie dieses, schickt, um die anbefohlene Arbeit verrichten zu lassen, so will ich seinen eigenen Nacken ins Joch spannen und ihn selbst die Lasten tragen lassen.

Ein Freund Macduff's, welcher diese zornige Aeußerung des Königs hörte, beeilte sich, sie dem Landvogt von Fife mitzutheilen, welcher gerade in den Schloßhallen des Königs spazieren ging, so lange man das Mittagsmal zubereitete. Sobald Macduff dies vernahm, wußte er wohl, daß er keine Zeit zu verlieren habe, um die Flucht zu ergreifen; denn allemal, wenn Macbeth gegen irgend einen etwas Schlimmes vorhatte, durfte man darauf zählen, daß er es ausführe.

Macduff nahm dann von der Tafel einen Laib Brod weg, ließ seine Pferde vorführen, und ritt im Gallop mit seiner Dienerschaft zurück in seine eigene Provinz Fife, noch ehe Macbeth und die übrigen Gäste in das Schloß zurückgekehrt waren. Die erste Frage des Königs war: Was ist aus Macduff geworden? Und nachdem er erfahren, daß jener von Dunsinane entflohen sey, ließ er einen Theil seiner Soldaten aufsitzen, und stieg selbst zu Pferd, um den Landvogt zu verfolgen, mit dem Vorsatz, diesen umbringen zu lassen.

Inzwischen floh Macduff so weit sein Pferd nur laufen konnte; aber er war so wenig mit Gelde versehen, daß er, als er die große Fähre am Fluß Tay erreichte, dem Bootsmann, welcher ihn hinüber führte, nichts geben konnte, als den Laib Brod, den er von des Königs Tafel weggenommen

hatte. Die Stelle wurde noch lange nachher die Fähre des Brodlaibs genannt.

Nachdem Macduff auf der andern Seite des Flusses Tay in seiner Provinz angekommen war, ritt er noch schneller als vorher gegen sein eigenes Schloß Kennoway zu, welches, wie ich schon sagte, nahe am Meere liegt; als er es erreicht hatte, war der König mit seinen Soldaten nicht mehr weit hinter ihm. Macduff ertheilte seiner Frau den Befehl, die Schloßthore zu schließen, die Zugbrücke aufzuziehen, und unter keinerlei Vorwand den König oder einen seiner Soldaten hereinzulassen. Inzwischen ging er in den kleinen Hafen nahe beim Schloß, und ließ ein Schiff, welches dort vor Anker lag, in aller Eile segelfertig machen, und ging an Bord, um Macbethen zu entfliehen.

Indessen verlangte Macbeth von Macduffs Frau, sie solle das Schloß übergeben und ihren Mann ausliefern. Aber Lady Macduff, eine sehr vernünftige und brave Frau, hatte eine Menge Entschuldigungen vorzubringen, um Zeit zu gewinnen, bis sie ihren Mann am Bord des Schiffes und die Segel gelichtet wußte. Dann sprach sie unerschrocken von der Schloßmauer aus mit dem König, welcher vor dem Thore stund und unter vielen Drohungen, was er mit Macduff anfangen wolle, wenn er ihm nicht ausgeliefert würde, eingelassen zu werden verlangte.

„Sehen Sie," sagte sie, „jene weißen Segel auf dem Meere, dort geht Macduff an Englands Hof. Sie werden ihn nicht eher wiedersehen, als bis er mit dem jungen Prinzen Malcolm zurückkommen wird, um Sie vom Throne zu stürzen und aus dieser Welt zu schaffen. Sie werden nie im Stande seyn, Ihr Joch des Landvogt von Fife's Nacken aufzulegen, wie Sie dieß ihm drohten."

Einige sagen, Macbeth sey auf diese kühne Antwort so von Zorn entbrannt gewesen, daß er mit seinen Soldaten einen Angriff auf das Schloß gemacht, es weggenommen und die brave Lady, so wie alle die Personen, welche er im Schloß angetroffen, umgebracht habe. Andere sagen aber, und ich selbst halte es für wahrscheinlicher, daß der König, nachdem er sah, daß das Schloß Kennoway sehr fest und Macduff entflohen sey, um sich nach England einzuschiffen, den Rückweg nach Dunsinane angetreten habe, ohne zu versuchen, Macduffs festes Schloß einnehmen zu wollen. Die Ruine des Schlosses Kennoway kann man noch sehen.

Zu derselben Zeit regierte in England ein sehr guter König, Eduard der Bekenner genannt. Ich erwähnte schon oben, daß Prinz Malcolm, der Sohn Duncans, sich zu Eduard begeben und diesen gebeten habe, ihm wieder auf den schottischen Thron zu verhelfen. Macduffs Ankunft trug sehr viel dazu bei, die Ausführung dieser Bitte zu beschleunigen; denn der engländische König wußte, daß Macduff ein braver und verständiger Mann sey. Nachdem er Eduard versichert, daß die Schotten der Regierung des grausamen Macbeth überdrüßig seyen, und zugleich die Versicherung gab, daß er den Prinzen Malcolm begleiten wolle, wenn er Lust habe, an der Spitze einer Armee in Schottland einzudringen, so befahl der König einem großen Kriegsmann, dem Siward Graf von Northumberland, mit einer Armee nach Schottland zu marschieren und dem Prinz Malcolm zu seines Vaters Thron wieder zu verhelfen. Dann kam es so, wie Macduff vorausgesagt hatte; die schottischen Landvögte und Adelichen wollten nicht für Macbeth streiten, sondern vereinigten sich mit Macduff und dem Prinzen Malcolm gegen jenen; hierauf schloß sich Macbeth in seinem Schlosse Dunsinane, woselbst er

seine Person sicher glaubte, ein, übereinstimmend mit der Prophezeihung der alten Hexen, bis der Birnamwald sich gegen ihn auflehnen würde. Er prahlte mit dieser Wahrsagung bei seinem Gefolge und ermuthigte es zu einer tapfern Vertheidigung, indem er sie des gewissen Sieges versicherte. Um diese Zeit waren Malcolm und Macduff in der Höhe des Birnamwaldes angekommen, und lagerten dort mit ihrer Armee. Den andern Morgen, als sie durch das breite Thal marschirten, um das Schloß Dunsinane anzugreifen, ertheilte Macduff den Befehl, daß jeder Soldat einen Baumzweig abschneiden und in der Hand tragen solle, damit der Feind nicht sehen könne, wie stark die gegen ihn anrückende Armee sey. Als die Schildwache, welche auf Macbeths Schloßmauer stund, die von Malcolms Soldaten getragenen Zweige sah, lief er zum König und meldete ihm, daß der Wald von Birnam sich gegen das Schloß Dunsinane in Bewegung gesetzt habe. Der König hieß ihn anfangs einen Lügner und wollte ihn niederhauen, als er aber selbst von den Mauern aus hinabschaute und dem Anschein nach den Wald von Birnam näher kommen sah, so glaubte er, seine Todesstunde habe geschlagen. Eben so verzagte sein Gefolge und floh aus dem Schloß, nachdem es sah, daß ihr Herr alle Hoffnung verloren habe.

Endlich faßte Macbeth Muth und sprang verzweiflungsvoll an der Spitze der wenigen Leute, welche ihm treu geblieben, hinaus. Er fiel nach einer wüthenden Gegenwehr und nachdem er mitten im Gefecht sich gegen Macduff persönlich vertheidigte. Prinz Malcolm bestieg den Thron Schottlands, und regierte lang und glücklich. Er belohnte Macduff dadurch, daß er erklärte, seine Nachkömmlinge sollen den Vortrab der schottischen Armee in die Schlacht führen und bei der Krönungs-Ceremonie die Krone auf des Königs

Haupt setzen dürfen. König Malcolm ernannte auch die bisherigen Thanes von Schottland zu Earls (Grafen), welcher Titel späterhin auch am Hof von England angenommen wurde.

Drittes Kapitel.

Das Feudalsystem und die Normännische Eroberung.

Das Betragen Eduard des Bekenners, Königs von England, in der Geschichte Macbeths war sehr edelmüthig und groß. Er entsendete eine bedeutende Armee und seinen Feldherrn Siwart, um zur Entthronung des Tyrannen Macbeth beizutragen, und Malcolm, den Sohn des ermordeten Königs Duncan, wieder auf den Thron zu setzen; wir haben gesehen, wie dieses durch Macduffs Hülfe glücklich ausgeführt wurde. König Eduard dachte nie daran, bei der durch den Einfall in Schottland veranlaßten Verwirrung irgend einen Theil dieses Reichs für sich selbst zu nehmen; denn er war ein braver Mann und nicht ehrgeitzig oder gierig nach dem, was ihm nicht gehörte. Es ist für England und Schottland wohlthätig gewesen, daß sie mehrere solche gute und mäßige Könige gehabt, weil dadurch viele Streitigkeiten, lange Kriege und das fürchterliche Blutvergießen verhindert worden.

Der gute König Eduard der Bekenner jedoch hinterließ keine Kinder zur Thronfolge. Sein Nachfolger war König Harold, der letzte Monarch, welcher von der sächsischen Abstammung in England regierte. Die Sachsen, wie wir hörten, haben die Britten überwunden, und nun kamen neue Feinde, welche die Sachsen angriffen. Diese waren die Nor-

männer, ein Volksstamm aus Frankreich; sie waren übrigens ursprünglich keine Franzosen. Ihre Vorfahren waren eine Colonie jener nördlichen Seeräuber, deren wir früher erwähnten, und welche alle die Seeküsten, an welchen sie nur einige Beute zu machen hofften, plünderten. Eine bedeutende Anzahl von ihnen landete an der nördlichen Küste Frankreichs; sie zwangen den König jenes Landes, ihnen ein großes Stück abzutreten, welches Neustria, und späterhin, nachdem diese Provinz Eigenthum der Normannen geworden war, Normandie genannt wurde. Die Provinz wurde durch ein Haupt der Normannen regiert, man legte diesem den Namen Herzog bei, aus dem Lateinischen hergeleitet, in welcher Sprache dieß Wort Feldherr bedeutet. Er übte in seinem Gebiet die Gewalt eines Königs aus, aber in Beziehung auf seine Besitzungen auf Frankreichs Boden erkannte er den König dieses Landes für seinen Herrn an, und wurde dadurch gleichsam sein Vasall.

Auf diese Anerkennung eines Königs als Herrn, und seiner Fürsten und Großen des Reichs als Vasallen, muß man aufmerksam seyn und sie nicht mißverstehen, damit die nachfolgende Geschichte faßlich werde. Ein großer König oder unabhängiger Fürst gab seinen Herzogen, Grafen und Adelichen große Provinzen, oder räumte er ihnen eine gewisse Strecke Landes ein, woselbst jeder von ihnen in seinem eigenen Gebiet beinahe eben so viel Gewalt ausübte, als der König in seinen übrigen Besitzungen. Dafür war der Vasall, gleichviel ob Herzog, Graf, Lord oder sonst ein Edelmann, verpflichtet, mit einer gewissen Anzahl Leute dem Herrn beizustehen, wenn dieser Krieg führte; und in Friedenszeiten mußte er an des Fürsten Hof erscheinen, wenn dieser es verlangte, und ihm huldigen, d. h. er mußte anerkennen, daß

der Fürst sein Gebieter und Lehensherr sey. Eben so theilten die Kronvasallen, wie sie genannt wurden, das Gebiet, welches sie vom König erhalten hatten, in Grundstücke, welche sie sodann solchen Rittern oder Edelleuten gaben, die sie für geeignet hielten, ihnen in Krieg zu folgen und in Friedenszeiten ihnen Dienste zu leisten; auch diese hielten ihre Höfe und hatten in ihrem eigenen Gebiete ihre Gerichtsbarkeit. Dann verliehen die Ritter und Edelleute, welche solche Grundstücke von den großen Vasallen hatten, ihren Antheil an eine untergeordnete Klasse von Eigenthümern, wovon einige das Land selbst bebauten, andere durch Landwirthe und Bauern, welche wie eine Art Sclaven behandelt, und mit den Gütern, welche sie bebauten, gleich dem Vieh gekauft und verkauft wurden.

Diesem zufolge forderte ein großer König, gleich dem von Frankreich oder England, wenn er Krieg führte, alle seine Kronvasallen auf, ihm zu dienen und eine Anzahl bewaffneter Leute zu stellen, welche mit dem Lehen eines jeden in Verhältniß stund, so nannte man das Gebiet, welches einem jeden von ihnen gegen die berührte Verpflichtung eingeräumt wurde. Hierauf erließen die Fürsten, Herzoge oder Grafen, um jener Aufforderung nachzukommen, an diejenigen Edelleute, denen sie Grundstücke gegeben hatten, den Befehl, sich unter den Waffen bereit zu halten, und diese ihrerseits versammelten ihre Verwalter (Franklins), eine dem niedern Adel untergeordnete Klasse, und die Bauern, so daß demnach die ganze Macht des Königreichs bei dem ersten Aufgebot in Bereitschaft stund. Dieses System, für eine zur Benützung erhaltene Strecke Landes, Kriegsdienste zu leisten, das heißt, auf Verlangen des Landesherrn ihm zu dienen —

wurde das Feudalsystem genannt. Dieß war in ganz Europa mehrere Zeitalter hindurch allgemein eingeführt.

Viele dieser großen Kronvasallen, wie z. B. die Herzoge der Normandie, wurden außerordentlich mächtig; dann machten sie Frieden und Krieg nach ihrem eigenen Gutdünken, ohne Wissen und Zustimmung des Königs von Frankreich, ihres Souverains. Auf die nämliche Weise bekriegten sich häufig die Vasallen der großen Vasallen unter sich, denn Krieg war damals eine allgemeine Beschäftigung; während die armen Leibeigenen (von denen ich oben eine Erklärung machte), welche eigentlich den Boden bebauten, den größten Mühseligkeiten unterzogen waren, geplündert und mißhandelt wurden. Der hohe und niedere Adel rückte zu Pferd ins Feld, in Rüstungen von Stahl gekleidet, reich mit Gold und Silber verziert; man nannte sie Ritter und Junker. Sie bedienten sich langer Lanzen, mit denen sie ungestüme auf einander zuritten; außerdem waren sie noch mit Schwert und Keule bewaffnet, um Mann gegen Mann streiten zu können, wenn die Lanze zerbrach. Die Nichtadelichen marschirten zu Fuß aus und waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, welche man, je nach ihrer Gestalt, lange oder Querbogen nannte; mit diesen konnte man auf eine gewisse Entfernung seinen Mann tödten; man bediente sich dieser statt der Flinten und Kanonen, welche damals noch nicht erfunden waren. Die armen Landleute waren genöthigt, mit solchen Waffen, die sie eben gerade besaßen, ins Feld zu ziehen, und es kam gar nicht selten vor, daß wenige der Ritter und Junker viele Hundert der schlechtbewaffneten Landleute niederritten und in die Flucht jagten; da die Adelichen in völlige Rüstungen eingehüllt waren, konnten sie sich wohl einiger Beschädigung aussetzen, während die armen Bauern kaum

Kleider hatten, um ihren Leib zu bedecken. Im Tower zu London, so wie auch an andern Orten sind alte Waffenröcke als sehenswürdige Gegenstände aufbewahrt.

Dieß war keine sehr glückliche Zeit; denn es gab nicht nur beinahe keine Gesetze, sondern der Stärkere nahm nach Gefallen des Schwächern Eigenthum weg; da beinahe alle Einwohner zu dienen verpflichtet waren, so war die natürliche Folge hievon, daß sie immerwährend zu Felde ziehen mußten.

Die großen Kronvasallen besonders bekriegten sich immerwährend; sie zogen sogar manchmal gegen ihren Monarchen selbst, obgleich sie dadurch ihrer Lehen oder des Gebiets, mit dem sie belehnt worden, verlustig erklärt wurden. Sie warteten übrigens die Gelegenheit ab, bis sie ziemlich gewiß waren, daß der Monarch in diesem Augenblick nicht mächtig genug sey, um sie zu bestrafen. Bald kam es so weit, daß keiner sein Recht länger behaupten konnte, als er die Macht besaß, es zu vertheidigen; und dieß brachte die Aermeren und Hülflosen dahin, daß sie sich selbst unter den Schutz der Tapferen und Mächtigen begaben, daß sie von selbst ihre Vasallen anerkannten und ihnen huldigten, damit sie Schutzwachen von den Großen erhielten.

Während die Sachen so standen, hielt Wilhelm, Herzog der Normandie und Oberhaupt dieses tapferen Volkes, dessen Vorfahren diese Provinz erobert hatten, nach dem Tode König Eduards des Bekenners die Zeit für ganz geeignet, das reiche Königreich England zu erobern. Er nahm zum Vorwand, daß ihn König Eduard seinen Erben genannt habe, doch setzte er seine meiste Zuversicht in eine mächtige Armee seiner tapfern Normänner, in welche viele Ritter und Junker aus entfernten Gegenden eingereiht wurden; die Letztern

hofften, daß sie vom König Wilhelm, nachdem sie ihn in seiner vorhabenden Eroberung unterstützt haben würden, gute englische Besitzungen unter solchen Bedingungen, von welchen so eben die Rede war, erhalten würden.

Der Herzog der Normandie landete zu Sussex im Jahre 1066 nach Christi Geburt. Er hatte zu Ausführung seines kühnen Unternehmens eine Armee von 60,000 Mann auserlesener Truppen. Harold, der Nachfolger Eduard des Bekenners auf dem Throne Englands, war gerade damit beschäftigt, einen durch die Norwegen auf England unternommenen Angriff abzuwehren, und nun wurde er aufgerufen, sich gegen diesen neuen und mächtigeren Einfall zu vertheidigen. Die Armeen Englands und der Normandie lieferten bei Hastings eine verzweiflungsvolle Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft war. Die Normänner waren weit im Vortheil, indem sie starke Compagnien von Bogenschützen hatten, welche sich der langen Bogen bedienten und den Engländern viel Schaden zufügten, während diese ihnen nur wenige entgegenstellen konnten. Obgleich die Schlacht von Morgens 9 Uhr bis zu Einbruch der Nacht gedauert hatte, so blieb der Sieg immer noch zweifelhaft, bis ein Pfeil König Harolds Haupt durchbohrte und ihn todt zu Boden streckte. Die Engländer räumten hierauf das Schlachtfeld, und Herzog Wilhelm benützte seinen Vortheil mit so viel Geschicklichkeit und Gewandtheit, daß er sich selbst zum Herrn Englands aufwarf und dort unter dem Namen Wilhelm der Eroberer regierte. Er vertheilte einen großen Theil des reichen Englands unter sein normännisches Gefolge für die geleisteten Kriegsdienste nach den Regeln des schon mehr erwähnten Feudalsystems. Die Angelsachsen waren über diese Begebenheit, wie man sich leicht vorstellen kann, sehr aufgebracht,

und versuchten mehreremal sich gegen König Wilhelm aufzulehnen und ihn mit seinem Heere nach der Normandie zurückzutreiben; aber sie wurden immer geschlagen; in Folge dessen wurde auch König Wilhelm gegen diese Angelsachsen strenger, nahm ihnen ihre Grundbesitzungen weg und entsetzte sie ihrer hohen Aemter, die sie begleiteten und des damit verbundenen Gehalts; nur wenige von ihnen ließ er im Besitz eines bedeutenden Grundvermögens oder hoher Stellen, dann traf er die Anordnung, daß sie in jeder Lage seinen Normännern untergeordnet waren.

So wurden die Sachsen, welche die Britten besiegt hatten, wie ich schon oben erwähnt, nun durch die Normänner unterjocht, ihres Eigenthums beraubt und darauf beschrankt, jenen hochmüthigen Fremdlingen Unterthan zu seyn. Obgleich manche von dem alten Adel Englands Anspruch darauf machen können, daß sie von den Normännern abstammen, so findet man heut zu Tage unter dem hohen Adel kaum Einen, und unter dem niedern nur wenige, welche aufweisen könnten, daß sie aus sächsischem Geblüt abstammen; Wilhelm der Eroberer sorgte ordentlich dafür, das unterjochte Volk aller Macht und jeden Einflusses zu berauben.

Es muß für die Sachsen ein harter Stand in England gewesen seyn, als sie durch die Normänner aus ihren Grundbesitzungen und Wohnungen vertrieben und aus freien Männern Sclaven geworden waren. Dieser Wechsel zog jedoch manches Gute nach sich; denn die Normänner waren nicht nur die tapfersten Leute, die man je finden konnte, sondern sie waren auch in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst weiter voran, als die Sachsen. Sie führten die Gewohnheit ein, große, schöne Schlösser und Kirchen zu bauen, während

die

die Sachsen nur schlechte Häuser von Holz erbaut hatten. Eben so machten die Normänner den Gebrauch der langen Bogen so allgemein, daß am Ende die Engländer den Ruf der besten Bogenschützen in der Welt erhielten, und durch ihre Ueberlegenheit in dieser Kriegskunst viele Schlachten gewannen. Die Normänner führten auch eine gebildetere Lebensweise als die Sachsen, und beachteten unter einander die Regeln des Anstands und der Sittlichkeit, welche den Sachsen ganz fremd waren. Die normännischen Baronen waren große Freunde der Nationalfreiheit, und wollten nicht zugeben, daß ihre Könige irgend etwas gegen ihre Privilegien unternehmen dürfen, sondern widersetzten sich, sobald ein König diejenige Macht, welche ihm durch Gesetze eingeräumt war, überschreiten wollte. Durch die normännischen Fürsten wurden an vielen Orten Schulen angelegt, und zum Lernen wurde man aufgemuntert; auch wurden an verschiedenen Stellen des Königreichs große Städte gegründet, welche vom König Gunstbezeugungen genossen, weil er, im Fall einer Entzweiung mit seinem Adel, ihren Beistand zu erhalten wünschte. Demnach trug die normännische Eroberung, obgleich zu der Zeit, in welcher sie statt fand, ein unglückliches und trauriges Ereigniß, dazu bei, daß England ein weiser, eingerichteter, gebildeterer und mächtigerer Staat wurde als zuvor; und so, mein liebes Kind, wirst Du viele Fälle in der Geschichte finden, in welchen es der Vorsehung gefallen hat, das, was uns kurzsichtigen Menschen ein großes Unheil zu seyn scheint, zu unserer Wohlfahrt umzuschaffen.

Dieses Kapitel mag wenig von der schottischen Geschichte zu handeln scheinen, aber die normännische Eroberung von England hatte auf die Nachbarstaaten viel Einfluß. Haupt-

sächlich wanderten viele Sachsen, um der Grausamkeit Wilhelms des Eroberers zu entgehen, nach Schottland aus, und dieses hatte auch einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der südlichen Theile dieses Landes; denn so wie die Sachsen in Beziehung auf Wissenschaft und Künste unter den Normännern stunden, waren sie auf der andern Seite den Schotten weit überlegen. Später siedelte sich auch eine Anzahl Normänner in Schottland an. König Wilhelm konnte nicht alle Normänner zufrieden stellen, daher gingen einige Mißvergnügte an den schottischen Hof, um dort ihr Glück zu machen; sie waren dem König Malcolm, Ceau-More genannt, d. h. Oberhaupt, willkommen. Duncan's Sohn wünschte diese braven Leute in seine Dienste zu nehmen, und zu diesem Zweck verlieh er ihnen beträchtliche Ländereien, wogegen sie sich aber verpflichten mußten, Kriegsdienste zu nehmen. So wurde denn auch das Feudalsystem in Schottland wie in England eingeführt, und nach und nach strenger gehandhabt, bis es zum Landesgesetz erhoben worden, wie dieß unterdessen in ganz Europa geschah.

Nun erhob sich wegen diesem Feudalgesetz ein Streit, welcher zwischen England und Schottland den fürchterlichsten Kampf herbeiführte. Da mein Junker Hugo kein großer Rechtsgelehrter ist, so ist es desto mehr nöthig, daß er sich zusammennehme, um das, was über das Lehenwesen gesagt wird, zu verstehen, weil dieses einen sehr wichtigen Gegenstand in der Geschichte ausmacht.

Während die Engländer unter sich selbst und nachher mit den Normännern entzweit waren, vergrößerten die schottischen Könige ihre Besitzungen auf Kosten ihrer Nachbarn; namentlich nahmen sie die nördlichen Provinzen Englands, Northumberland, Cumberland und Westmoreland weg. Nach

vielen Kämpfen und Streiten wurde endlich festgesetzt, daß der König von Schottland diese englischen Provinzen behalten solle, jedoch nicht als unumschränkter Monarch, sondern nur als Vasall des Königs von England; zugleich aber auch, daß er dem Letztgenannten huldigen und auf Verlangen Truppen ins Feld schicken müsse. Diese Huldigung und der Kriegsdienst wurden nicht um des Königreich Schottlands willen geleistet; denn dieses hat von Anbeginn der Welt an nie unter die Herrschaft des englischen Königs gehört, sondern war und blieb immer ein unabhängiger, freier Staat, welcher seine eigenen Monarchen hatte. Dieß wird freilich meinen Junker sehr befremden, daß ein König von Schottland für seine, in England gelegenen Besitzungen, Vasall seyn solle und anderseits als König von Schottland unabhängiger Fürst sey; es kann jedoch den Einrichtungen des Feudalsystems zu Folge wohl der Fall seyn. Wilhelm der Eroberer stund selbst in demselben Verhältniß; denn er behielt sein großes Herzogthum der Normandie und seine andern Besitzungen in Frankreich als Vasall des Königs von Frankreich, durch welchen sie seinem Vorfahrer Rollo als Lehen gegeben wurden; aber er war zugleich unabhängiger Monarch von England, in dessen Besitz er durch den Sieg bei Hastings kam.

Die englischen Könige übrigens ergriffen jede Gelegenheit, um kund zu thun, daß die durch die schottischen Könige dargebrachte Huldigung nicht allein für ihre Besitzungen in England, sondern auch für das Königreich Schottland gelte. Die schottischen Könige aber, ob sie gleich die verlangte Huldigung und Dienste leisteten, weil sie bedeutende Ländereien innerhalb der Gränzen Englands besaßen, verboten dagegen ganz einfach und litten schlechterdings nicht, daß man sagen

dürfe, sie seyen in Beziehung auf das Königreich Schottland zu irgend einer Art Huldigung verbunden. Dieses war eine von den Ursachen, welche Veranlassung zu den Kriegen zwischen den beiden Ländern gab, wobei die Schotten ihre Nationalunabhängigkeit behaupteten, und, obgleich häufig geschlagen, dennoch oft siegten, und daß sie mehremal versuchten, ihr Gebiet auf Kosten ihrer Nachbarn zu vergrößern. Der schottische König Wilhelm, genannt der Löwe, weil er dieses Thier auf seinem Wappenschild führte, wurde in der Schlacht bei Newcastle im Jahr 1174 gefangen genommen und vor seiner Freilassung genöthigt, seinem Anspruch auf Unabhängigkeit zu entsagen und die für Schottland verlangte Huldigung anzuerkennen. Richard I. von England jedoch gab 15 Jahre später diese Ansprüche wieder zurück, weil sie von Wilhelm während dessen Gefangenschaft ungerechterweise erzwungen worden seyen; er behielt sich die Huldigung nur für diejenigen Landestheile vor, welche der König von Schottland ausserhalb seiner Gränzen und zwar im Königreich England besaß.

Dieses edelmüthige Betragen Richard's von England wurde durch den schönsten Erfolg gekrönt; es machte all' den Streiten und Kriegen zwischen England und Schottland auf mehr als hundert Jahre ein Ende, während welcher Zeit, mit Ausnahme einer oder zweier kurzer Unterbrechungen, die zwei Nationen in größter Eintracht mit einander lebten. Diese Eintracht trug zum Glück beider bei, und mag auch seiner Zeit auf ihre gänzliche Vereinigung Einfluß gehabt haben, wozu sie ihrer natürlichen Lage nach, da sie ein und dieselbe Insel bewohnten, bestimmt gewesen zu seyn scheinen. In Absicht auf Handel wurde auch die Gemeinschaft häufiger. Mehrere der englischen und schottischen Familien verheirathe-

ten sich unter einander und schlossen Freundschaftsbündnisse; verschiedene mächtige Lords und Baronen hatten endlich in England und Schottland Besitzungen. Alles bisher Geschehene schien Friede und Ruhe zwischen den zwei Königreichen zu versprechen, bis durch eine Reihe trauriger Ereignisse die königlich schottische Familie beinahe ganz erlosch. Dadurch kamen die englischen Monarchen in Versuchung ihre ungerechten Ansprüche auf Schottlands Thron geltend zu machen, worauf sich eine Reihe von Kriegen entspann, welche schrecklicher und blutiger ausfielen, als alle die bisher zwischen den zwei Ländern geführten.

Viertes Kapitel.

Tod Alexander's von Schottland und widerrechtliche Besitznehmung des Königs Eduard I.

Nach Malcolm Canmore, Sohn Duncan's, welcher auf Macbeth folgte, regierten in Schottland noch sieben Könige durch Erbfolge. Ihre Regierung nimmt einen Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren ein. Mehrere derselben waren sehr tüchtige Männer, alle aber wohlwollende, gute Fürsten, und geneigt, ihre Pflichten gegen ihre Unterthanen zu erfüllen. Sie gaben gute Gesetze, und in Betracht der damaligen barbarischen und unwissenden Zeiten schienen sie in ihrer Ausbildung eben so hoch zu stehen, als die übrigen Könige, welche zu jener Zeit in Europa regierten. Alexander, der dritte dieses Namens, und der letzte der oben erwähnten Regenten, war ein vortrefflicher Fürst. Er vereitelte in der Schlacht bei Largs einen bedeutenden Einfall der Norwegen und Dä-

nen, nachdem sie schon gelandet hatten. Er eroberte auch die Hebriden, die im Westen von Schottland gelegenen Inseln, und verleibte sie den schottischen Besitzungen ein; sie hatten bis dahin noch nicht zum schottischen Königreich gehört. Er unterhielt auch mit England innige Freundschaft, wollte aber nie auf irgend ein Recht Schottlands verzichten. Er war, kurz gesagt, ein braver, vortrefflicher Regent. Alexander III. heirathete Margarethe, die Tochter Heinrich's III. von England; aber unglücklicherweise starben alle die Kinder, welche in dieser Ehe gezeugt wurden, vor ihrem Vater. Nach dem Tode der Königin Margarethe nahm Alexander eine zweite Frau, bekam aber keine Kinder mehr von ihr. Als er eines Abends in der Dämmerung längs der Seeküste von Fife zwischen Burntisland und Kinghorn spazieren ritt, näherte er sich zu sehr dem Rande eines Abgrundes; sein Pferd stutzte oder stolperte und er stürzte so über einen Felsen hinab, daß er auf der Stelle starb. Es sind nun seit Alexanders Tod 543 Jahre her, aber noch zeigen die Leute jener Gegend, den Fleck, wo das Unglück geschah, und daher hat auch jene Stelle den Namen Königsfelsen. Die sehr traurigen Folgen, welche Alexander's Tod nach sich zog, trugen dazu bei, daß man sich lange seines unglücklichen Sturzes erinnerte. Eine Art Trauergedicht, worin seiner Tugenden und der nach seinem Tode erfolgten traurigen Ereignisse erwähnt wird, ist auch noch vorhanden. Es ist das älteste Gedicht in schottischer Sprache, was man kennt; da du es aber schlechterdings nicht verstehen würdest, so bin ich genöthigt, dir nur dessen kurzen Inhalt mitzutheilen:

„Es heißt darin, daß nach dem Tode Alexanders des vielgeliebten Königs, alle Freude und aller Wohlstand verschwunden, und nichts übrig geblieben sey, als Gott zu bitten, daß

er sich des in Elend und Verworrenheit versunkenen Schottlands annehmen möge, denn nur er könne helfen."

Eine andere Legende sagt, daß ein weiser Mann, Thomas der Reimer, von dem eine Menge Geschichten erzählt werden, einem schottischen Edelmann, dem Grafen von March, anvertraut habe, der 16. März werde der stürmischste Tag seyn, welcher je in Schottland erlebt worden. Der Tag kam und war außerordentlich hell und mild. Jedoch während Alle über Thomas Reimer's falsche Prophezeihung lachten, kam ein Bote und brachte die Nachricht von des Königs Tode. „Das ist," sagte Thomas, „der Sturm den ich meinte, und nie hat ein Sturm so viel Unheil gestiftet, als dieser über Schottland bringen wird." Diese Geschichte ist wahrscheinlich unwahr; aber der allgemeine Glauben, den man ihr beimißt, legt wenigstens dar, daß der Tod Alexanders III. als ein's der drohendsten und unglücklichsten Ereigniße betrachtet wurde.

Man konnte die traurigen Folgen im Augenblick nicht einsehen, denn obgleich Alexanders Kinder, wie schon erwähnt, alle vor ihm gestorben waren, so hatte ihm doch eine an König Erich von Norwegen verheirathet gewesene Tochter, eine Enkelin, Margarethe, hinterlassen, auf welche, als die nächste Erbin der verstorbenen Fürsten, die Krone Schottlands überging. Die junge Prinzessin, durch unsere Geschichtschreiber das Mädchen von Norwegen genannt, residirte an ihres Vaters Hof.

Nachdem auf diese Art die Krone Schottlands an ein junges Mädchen fiel, trachtete der König von England schlechterdings von diesen Umständen Vortheil zu ziehen und Schottland mit seinem Reich zu vereinigen. Dieser König war Eduard, der erste genannt, weil er der erste Fürst der Nor-

männischen Linie war, welcher so hieß. Er war ein sehr braver Mann und guter Soldat, zugleich aber auch weise, geschickt und klug, jedoch unglücklicherweise sehr ehrgeizig; besonders wünschte er sein königliches Ansehen zu vergrößern, ohne darauf zu achten, ob die Mittel, deren er sich hiezu bediente, gerecht oder ungerecht seyen. Obgleich es große Sünde ist, sich nach dem gelüsten zu lassen, was einem nicht gehört, und eine noch größere, durch schlechte Mittel nach solchem Besitz zu trachten, so war doch Eduard's I. Verlangen, das Königreich Schottland mit dem von England zu vereinigen, so groß, daß er dieser Versuchung nicht widerstehen konnte.

Die Art, auf welche der englische König anfänglich seinen Wunsch ausführen wollte, war sehr gerecht. Er schlug dem Mädchen von Norwegen, der nunmehrigen Königin von Schottland, vor, seinen ältesten Sohn, Eduard, zu heirathen. Zu diesem Entzweck wurde ein Contract abgeschlossen, und wäre die Heirath vollzogen und Kinder aus dieser Ehe gezeugt worden, so würde die Vereinigung Englands und Schottlands dreihundert Jahre früher zu Stande gekommen seyn, als sie wirklich geschah, und viel Geld und Blutvergießen wären erspart worden. Es war jedoch nicht der Wille des Himmels, daß diese wünschenswerthe Vereinigung früher in Erfüllung gehen solle, als bis die beiden Völker durch eine Reihe von Kriegs- und Unglücksjahren gebeugt seyn würden. Das junge Mädchen von Norwegen erkrankte und starb; mit ihrem Leben endete natürlich auch das mit der Heirath verbunden gewesene Project.

Der Tod der jungen Prinzessin versetzte die Bewohner Schottlands in große Bekümmerniß und Verzweiflung. Nicht ein einziger Abkömmling von Alexander III. war in Schott-

land, welcher als sein von ihm abstammender und als unläugbarer Erbe hätte betrachtet werden können. Viele der großen Adeligen, welche nahe oder entfernt mit der königlichen Familie verwandt waren, schickten sich an, jeder wie er konnte, ihre Ansprüche auf die Krone darzuthun; sie zogen Streitkräfte zusammen, bildeten Parteien und bedrohten das Land mit einem Bürgerkrieg, was immer die größte Landplage bleibt. Die Anzahl derjenigen, welche Ansprüche auf die Krone machten, belief sich auf nicht weniger als auf zehn; alle behaupteten sie seyen mehr oder weniger mit der königlichen Familie verwandt. Die meisten von ihnen waren mächtig, entweder durch ihren Rang oder durch die Anzahl ihres Gefolges, und wenn sie ihre Ansprüche durch das Schwert geltend machen wollten, so war klar am Tage, daß das ganze Land, von einer Seite des Meeres bis zur andern mit Krieg überzogen werde.

Um diesem großen Uebel vorzubeugen, sagt die Geschichte, sey der schottische Adel übereingekommen, die Streitfrage über die Thronfolge in ihrem Königreiche, Eduard I., König von England, einem der weisesten Regenten seiner Zeit, vorzulegen, und ihn als Schiedsrichter zu bitten, daß er bestimmen solle, welcher von denen auf den schottischen Thron Anspruch Machenden den Vorzug erhalten solle. Das schottische Volk soll auch Gesandte zu Eduard geschickt haben, um seine Einmischung als Richter nachzusuchen; er hatte sich jedoch schon vorgenommmen, die Thronfolge Schottlands zu entscheiden, nur nicht als Richter, sondern als Selbstbetheiligter, welcher den nemlichen Wunsch hatte, wie jene Adeligen. Zu diesem Endzweck erneuerte er den alten Vorwand, daß er ein Recht auf die Feudal-Souveränität Schottlands habe,

auf welche, wie schon erwähnt, durch seinen edelmüthigen Vorgänger, Richard I, vorsätzlich Verzicht geleistet wurde.

In dieser Absicht lud Eduard von England den Adel und die Geistlichkeit von Schottland ein, mit ihm auf dem Schlosse Norham, einer nicht unbeträchtlichen Festung, welche auf der englischen Seite des Tweedflusses lag, und dort die Grenze zwischen England und Schottland bildete, zusammenzukommen. Sie kamen den 9. Juni 1291 hin; der König mit seinem ganzen Hofstaat traf vor ihnen ein. Der König war ein schöner Mann und so groß, daß er unter dem Namen „der Langbeinige" allgemein bekannt war. Ein Justitiar von England erklärte hierauf dem versammelten Adel und der Geistlichkeit Schottlands im Namen des Königs Eduard, daß es, bevor er entscheiden könne, welcher Vasall König von Schottland werden solle, unumgänglich nöthig sey, daß sie des Königs von England Recht, als Lord Paramount oder als Herr von Schottland anerkennen.

Die Adeligen und Geistlichen Schottlands waren nicht wenig erstaunt, als sie hörten, daß der König von England einen Anspruch mache, welcher, mit Ausnahme einer kurzen Zeit, in welcher es darum zu thun war, den König Wilhelm den Löwen aus der Gefangenschaft zu befreien, nie zugegeben, und auf welchen nachher durch Richard I. für immer Verzicht geleistet wurde. Sie verweigerten eher eine Antwort zu geben, bis sie alle miteinander berathschlagt haben würden. „Beim Sankt Eduard!" rief der König aus, „dessen Krone ich trage, ich werde meine gerechten Ansprüche geltend machen, oder in meinem eigenen Unternehmen zu Grunde gehen!" Er entließ die Versammlung hierauf und gestattete den Schotten einen Aufschub von drei Wochen.

Die schottischen Edelleute ihrer Seits wurden auf König

Eduards eigennützigen und ehrgeitzigen Plan aufmerksam, und faßten den Entschluß, ihre Macht zusammenzuziehen und zu erklären, daß sie die Rechte und Unabhängigkeit ihres Landes vertheidigen wollen. Sie waren aber unter sich selbst uneins und hatten keinen Heerführer; die Bewerber um die Krone waren einfältig genug, mit König Eduard gemeinschaftliche Sache zu machen, weil ein jeder von ihnen hoffte, der König werde demjenigen zum Throne verhelfen, welcher sich am bereitwilligsten zeige, seine eigenen Ansprüche auf unumschränkte Herrschaft über Schottland zu unterstützen.

Demnach hatte die zweite Versammlung des schottischen Adels und der Geistlichkeit statt, ohne daß einer gegen des Königs von England Begehren eine Einwendung machte, obgleich sie wußten, daß seine Ansprüche sehr ungerecht waren. Sie hatten sich auf einem großen freien Platz versammelt, welcher dem Schlosse Norham gegenüber auf der nördlichen oder schottischen Seite des Flusses Tweer lag und Upsettlington hieß. Der Kanzler von England fragte hierauf die gegenwärtig gewesenen Bewerber, ob sie den König von England als Lord Paramount anerkennen, und ob sie einwilligen wollen, daß Eduarden auf die Art, wie er es verlange, die Krone Schottlands zu Theil werde, und daß er sie behalte. Sie antworteten alle, daß sie sehr gerne einwilligen; so zogen denn die unwürdigen Bewerber vor, lieber die Unabhängigkeit ihres Landes, welche so lange und tapfer vertheidigt worden, zu opfern, als den König Eduard durch ihre eigenen Ansprüche beleidigen zu wollen.

Nach Prüfung der Ansprüche der verschiedenen Bewerber ergab sich, daß Robert Bruce, Lord von Annandale und Johann Balliol, Lord von Galloway, am meisten Recht auf die Thronfolge Schottlands hatten. Beide waren große und mäch-

tige Edelleute, beide normännische Abkömmlinge und beide in England und Schottland sehr begütert, endlich stammten sie auch beide, durch eine Tochter Davids, des Grafen von Huntingdon, von der schottischen königlichen Familie ab. Eduard entschied, wegen schuldiger Rücksicht, Baliol soll König von Schottland werden, jedoch immer verbunden bleiben, ihn, Eduarden, als Lord Paramount oder als unumschränkten Herrn über Schottland anzuerkennen. Johann Baliol drückte jener schändlichen Scene das Siegel auf; er huldigte dem König von England und erkannte an, daß er des Königs Lehensmann und Unterthan sey.

Bald nach diesem merkwürdigen, und für Schottland schändlichen Vertrag zeigte König Eduard dem Rit er Baliol, daß es gar nicht in seiner Absicht lag, sich mit einer leeren Anerkennung seines Rechts auf die Souveränität Schottlands zu begnügen, sondern daß er entschlossen sey, dieses Recht bei jeder möglichen Gelegenheit mit aller Strenge auszuüben. Er that dieß ohne Zweifel mit dem Vorsatz den Baliol zu einer widerspenstigen Handlung zu reitzen, damit er, als König, einen Vorwand habe, unter welchem er dem ungehorsamen Unterthan das Königreich abnehmen, und dann solches unter dem unrechtmäßigen Titel eines Lords von Paramount unter seine eigene Regierung stellen könne. Er stiftete daher die schottischen Unterthanen auf, von Baliol's Gerichtshöfen an die seinigen zu appelliren; nachdem aber Baliol seinen Unterthanen verbot, bei den englischen Gerichtshöfen zu erscheinen, und er selbst verweigerte, über das, was er als König von Schottland verfügt hat, bei den englischen Gerichtshöfen Rechenschaft abzulegen, so beharrte Eduard darauf, daß er in den Besitz der drei Hauptfestungen Schottlands Berwik, Borburgh und Jedburgh, eingesetzt werden müsse. Baliol über-

gab hierauf die drei Festungen, oder wenigstens widersetzte er sich nicht, sie zu übergeben; aber durchschaute wohl, daß Eduards Absicht sey, seine Macht nach und nach ganz zu schwächen, und einsmals trat er, von Schaam und Furcht dazu getrieben, mit Frankreich in ein Bündniß, warb eine beträchtliche Armee, und überfiel in England Eduards Besitzungen, den er noch kürzlich als seinen obersten Herrn anerkannt hatte. Zugleich schrieb er an Eduard und sagte sich förmlich von seiner bisherigen Abhängigkeit los. Eduard versetzte darauf in normännischfranzösischer Sprache: „Ha! wie „kann dieser Einfaltspinsel solche Thorheit begehen? da er „nicht auf uns warten will, wie es seine Pflicht gebeut, so „wollen wir zu ihm gehen!" — Uebereinstimmend mit dieser Aeusserung, versammelte er eine mächtige Armee, unter der auch Bruce Dienste nahm, derselbe, welcher mit Baliol sich um Schottlands Krone beworben hatte, und welcher sie wegen Baliol's verwirkter Züchtigung nun zu erhalten hoffte. Eduard lieferte der schottischen Armee in einer großen Schlacht bei Dunbar eine tüchtige Niederlage und Baliol, ein Mann von nur mittelmäßigen Geisteskräften, hörte auf sich zu widersetzen. Er erschien in der Festung Boxbourgh vor Eduard und unterwarf sich ganz demuthsvoll, und war hiebei nur mittelmäßig gekleidet, ohne Schwert und ohne königliche Auszeichnung irgend einer Art, einen weißen Stab in der Hand tragend. Er bekannte dort, daß er nur auf schlechten Rath hin und aus Thorheit sich gegen seinen Lehensherrn aufgelehnt habe; zum Sühnopfer übergab er das Königreich Schottland mit den Einwohnern und den ihnen obliegenden Pflichten dem König Eduard als ihrem Lehensherrn. Auf das hin erhielt er die Erlaubniß ungestraft fortgehen zu dürfen.

Nachdem Baliol auf solche Art abgetreten war, glaubte sich Bruce zu der Hoffnung berechtigt, wenigstens als unterwürfiger, oder als abhängiger König Schottlands Thron besteigen zu dürfen; aber Eduard gab ihm die harte Antwort: „Glaubst Du ich habe nichts Besseres zu thun, als Königreiche für Dich zu erobern?" Durch diese Aeusserung gab der englische König deutlich genug zu verstehen, daß er die Absicht habe Schottland für sich selbst zu behalten; und ergriff sofort auch solche Maßregeln, die seine Absicht noch mehr verriethen.

Eduard marschierte an der Spitze einer mächtigen Armee durch ganz Schottland und zwang alle Hohen, sich ihm zu unterwerfen. Er verlegte die Archive Schottlands nach London, und ließ mit großer Anstrengung einen Stein von beträchtlicher Größe in die Abteikirche von Westminster bringen, nemlich denselben Stein, auf welchen herkömmlicher Weise jedesmal der König von Schottland bei seiner Krönung gestellt wurde; es sollte andeuten, daß er unumschränkter Herr von Schottland sey, und daß das Land auch für die Zukunft keinen andern König haben solle, als entweder ihn selbst oder seine Abkömmlinge, die Könige von England. Der Stein ist noch aufbewahrt und heutigen Tages wird bei Krönung eines Königs dessen Thron darauf errichtet. Nach oberwähntem Vorgang endlich übertrug Eduard das Gouvernement über Schottland dem Grafen von Surry, einem biedern Edelmann; ferner wurden in Schottland angestellt: Hugo Cressingham, ein Geistlicher, mit dem Titel eines Hauptschatzmeisters; Wilhelm Ormesby mit dem Rang eines obersten Richters im Königreiche. Eduard legte in alle Festungen und festen Plätze Schottlands von einem Ende des Reiches zum andern englische Truppen, und eben so, da er den Schotten nicht traute,

ernannte er meistentheils Engländer zu Gouverneurs der schottischen Provinzen.

Ich will, mein liebes Kind, hier bemerken, daß der nämliche Eduard I. kurz zuvor, ehe er Schottland so sehr unterdrückte, die Provinz Wales erobert hatte, diesen bergigen Theil der brittischen Insel, wohin die Britten vor den Sachsen geflohen waren und wo jene bis zur Regierung dieses geschickten und ehrgeizigen Fürsten, ihre Unabhängigkeit erhalten hatten. Bei Unterjochung der Provinz Wales ging Eduard weit treuloser und grausamer zu Werk, als in Schottland; er hatte den letzten Prinzen von Wales, nachdem er ihn gefangen genommen, aufhängen lassen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er sein Land gegen die Engländer, die gar kein Recht auf Wales hatten, vertheidigte. Vielleicht dachte Eduard bei sich selbst, daß er durch Vereinigung der ganzen britanischen Insel unter einen König und unter eine Regierung, so viel Gutes stiften und künftige Kriege abwenden könnte, daß deshalb seine Gewaltthaten und treulosen Handlungen, deren er sich zu Ausführung seines Vorhabens bediente, entschuldigt seyen. —

Aber, mein gutes Kind, Gott, welcher unsere Herzen durchschaut, wird nie solche Maßregeln, die aus bösem Herzen kommen, segnen, weil sie nur unter dem Vorwand, Gutes erzielen zu wollen, angewendet werden. Wir müssen nie schlecht handeln, um etwas Gutes zu erreichen. Die glückliche Aussicht, England und Schottland unter eine Regierung zu vereinigen, war durch Eduards widerrechtliche, ohne alle Grundsätze unternommene Besitznahme noch so ferne, daß der Haß und die National-Antipathie, welche zwischen den zwei verschwesterten Ländern nur gesteigert wurden,

die Hoffnung zu ihrer gänzlichen Vereinigung, zu was sie durch ihre natürliche Lage bestimmt schienen, auf weit entfernte Zeiten verschob.

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte des Sir Wilhelm Wallace.

Ich sagte Dir schon, mein lieber Hugo, daß Eduard I. von England das Königreich Schottland gleich einer eroberten Provinz behandelte, obgleich er weniger durch seine Tapferkeit, als durch List und Benützung der Streite und Entzweiung, die nach Alexander III. Tod unter den Schotten ausbrachen, in Schottlands Besitz kam.

Die Engländer hatten das Land nun in Besitz genommen und regierten es mit viel Strenge. Der oberste Gerichtsherr Ormesby forderte alle diejenigen, welche dem König Eduard den Huldigungseid nicht leisten wollten, auf, sich zu nennen. Viele Schottländer verweigerten ihn, weil sie behaupteten, der englische König habe kein Recht, diesen Eid von ihnen zu verlangen. Alle diese wurden vor die Schranken der Gerichtshöfe geladen, sie mußten Geld erlegen, ihre Grundstücke hergeben, und noch wurden sie auf andere Weise streng bestraft. Dann erpreßte Hugo Cressingham, der englische Schatzmeister, unter allerlei Vorwänden von den Schottländern eine Menge Geldes. Sie waren immer ein armes Volk und ihre eigenen im Lande gebornen Könige hatten sie mit viel Schonung behandelt und ihnen selten Steuern auf-

erlegt. Sie wurden daher rasend aufgebracht, besonders weil sie fanden, daß sie dem englischen Schatzmeister weit bedeutendere Summen bezahlen mußten, als je ihre eigenen guten Könige von ihnen verlangt hatten.

Ausser diesen Erpressungen wurden die englischen Truppen, wie ich schon erwähnte, in die verschiedenen festen Plätze Schottlands verlegt; diese Soldaten hielten sich für die Herren des Landes, behandelten die Schotten sehr verächtlich, nahmen mit Gewalt, was ihnen gerade gefiel, und wenn die Einwohner Widerstand leisten wollten, so mißhandelten sie solche, schlugen sie, verwundeten und tödteten sogar einige derselben. Diese Gewaltthätigkeiten wurden den Soldaten, durch die englischen Officiere nicht einmal untersagt, viel weniger wurden sie hiefür bestraft. Die Noth in Schottland war daher groß; die Einwohner waren wüthend aufgebracht, und es fehlte ihnen nur an einem Führer, um in Masse gegen die Engländer aufzustehen, oder gegen die Südmänner, wie sie solche nannten, damit sie die Freiheit ihres Landes wieder erlangen konnten, welche ihnen durch Eduard I. genommen worden war.

Ein solcher Führer fand sich endlich in der Person des Wilhelm Wallace, dessen Namen von da an in der schottischen Geschichte oft genannt wird. Es ist Schade, daß wir die Geschichte dieses tapferen Mannes nicht genau wissen, aber zu der Zeit, in welcher er lebte, war ein Jeder in Schottland so eifrig, sich zu vertheidigen, daß keiner das niederschrieb, was sich zugetragen hat, und später als man Muße hiezu hatte wurden die Begebenheiten, die man sammelte mit lauter Lügen vermischt. Das Wenige, was ich von ihm sagen werde, wird allgemein als wahr angenommen.

Wilhelm Wallace war keiner von den hohen Adeligen Schottlands, sondern der Sohn eines rechtschaffenen Privatmanns, des Wallace von Ellerslie in Renfrewshire bei Paisley. Er war groß und schön und einer der rechtlichsten und tapfersten Männer, welche je lebten. Er hatte eine sehr feine Gesichtsbildung, dicke blonde Haare und war besonders in allen Waffen, deren man sich damals bediente, sehr geübt. Wallace war, gleich allen von Muth beseelten Schottländern über die durch Eduard ausgeführte widerrechtliche Besitznahme der schottischen Krone sowohl, als über die Niederträchtigkeiten, welche die englischen Soldaten an seinen Landsleuten ausübten, ganz empört. Man erzählt sich, daß er einst in seiner Jugend am Irvine Fluße bei Ayr sich mit Fischfangen unterhalten habe, da habe er eine Menge Forellen gefangen, welche er durch einen Knaben tragen ließ, der ihm, wie dieß bei den Anglern gewöhnlich zu geschehen pflegt, mit einem Fischkorb folgte; darauf seyen zwei oder drei englische Soldaten aus der Garnison Ayr auf ihn zugekommen und haben ihm, ihrer angewohnten Unverschämtheit zufolge, die Fische wegnehmen wollen. Wallace wollte ihnen recht gerne einen Theil von Forellen, aber nicht den ganzen Korb voll geben. Die Soldaten beharrten auf ihrem Begehren und vom Wortwechsel kam es zu Thätlichkeiten. Wallace hatte keine bessere Waffen, als das dicke Ende seiner Fischangel; aber er schlug damit den ersten auf ihn zukommenden Engländer, so tüchtig hinter das Ohr, daß er ihn auf der Stelle tödtete; dann nahm er dessen Schwert und focht mit solcher Wuth gegen die andern, daß sie die Flucht ergriffen und so brachte er seine Fische sicher und wohlbehalten nach Hause. Der englische Gouverneur von Ayr ließ ihn aufsuchen, um ihn für dieses Vergehen mit dem Tode zu bestrafen; aber Wallace hielt sich

in den Bergen und dicken Wäldern verborgen, bis die Sache vergessen war, dann erschien er auf einmal in einer andern Gegend des Landes. Man sagt ihm nach, er habe noch allerlei Begebenheiten der Art erlebt, bei welchen er sich ritterlich wehrte, manchmal allein, manchmal mit wenigen Kameraden gegen eine überlegene Anzahl Engländer; es soll so weit gekommen seyn, daß sein Name ihnen schon Schrecken eingeflößt habe.

Die Begebenheit aber, welche zuletzt seinen Waffenruhm herbeigeführt hat, soll sich in der Stadt Lanark zugetragen haben. Wallace war damals mit einem Frauenzimmer aus genannter Stadt verheirathet und lebte dort mit ihr. Eines Tags ging er auf dem Marktplatz spazieren; er trug einen grünen Rock und einen reich gezierten Dolch an der Seite; da kam ein Engländer zu ihm hin und machte ihm seines schönen Anzugs wegen Grobheiten, indem er sagte, ein Schottländer brauche keine so schöne Kleider und so schöne Waffen zu tragen. Es kam bald zu einem Streit, wie schon bei so vielen Gelegenheiten und Wallace floh, nachdem er den Engländer umgebracht hatte, in sein eigenes Haus, welches gleich darauf durch alle englischen Soldaten bestürmt wurde. Während sie damit beschäftigt waren, sein Haus in der Front anzugreifen, floh Wallace durch eine Hinterthür und kam erst in einem rauhen felsigten Thale, Cartlond Crags genannt, in Sicherheit; das Thal war ganz mit Gebüsch und Bäumen bewachsen, voll tiefer Abgründe und lag in der Nachbarschaft von Lanark, wo er sich vor den Nachstellungen der englischen Soldaten sicher wußte. Inzwischen ließ der Gouverneur von Lanark, welcher Hazelrigg hieß, sein Haus abbrennen und sein Weib und seine Dienerschaft hinrichten, wodurch, wie

man sich leicht vorstellen kann, Wallace's Haß, den er schon vorher gegen die Engländer hatte, den höchsten Grad erreichte. Hazelrigg erklärte ihn auch für vogelfrei und setzte dem, welcher ihn lebendig oder todt in eine englische Garnison liefere, eine Belohnung aus.

Wallace seiner seits hatte bald eine Anzahl solcher Männer beisammen, welche gleich ihm, geächtet waren oder es lieber werden wollten, als länger unter der Schmach der Engländer zu leiden. Eine seiner ersten Unternehmungen war gegen Hazelrigg selbst gerichtet, welchen er umbrachte, und so den Tod seines Weibes rächte. Er bestand mit denen gegen ihn ausgeschickten Soldaten manches Gefecht, lieferte ihnen tüchtige Niederlagen und wurde am Ende so bekannt und so furchtbar, daß ganze Haufen seiner Fahne zuliefen und er endlich an der Spitze einer Armee stund, mit welcher er sein Vaterland wieder befreien zu wollen vorschlug.

Um diese Zeit soll sich ein merkwürdiges Ereigniß zugetragen haben, welches das schottische Volk „die Scheunen von Ayr" nennt. Der Gouverneur von Ayr nämlich soll den größern Theil des im westlichen Theil Schottlands wohnenden hohen und niedern Adels eingeladen haben, mit ihm in einigen großen Gebäuden, die Scheunen von Ayr genannt, zusammen zu kommen, um Gegenstände, die das Wohl und die Angelegenheiten der Nation betreffen, in aller Freundschaft abzuhandeln. Aber die englischen Grafen hatten die verrätherische Absicht, die schottischen Edelleute umbringen zu lassen; die englischen Soldaten hatten schon Fallstricke mit laufenden Schlaufen zubereitet und diese über die Querbalken, welche das Dach trugen, gehängt; nachdem die schottischen Edelleute zu zwei und zwei eingelassen worden waren, wurden sie von oben herab mit Schlingen umstrickt, am Halse hinaufgezogen

BEIM138

und auf diese Art gehangen oder erwürgt. Unter den auf so niederträchtige Weise Umgekommenen soll auch Sir Ranald Crawford, Scheriff des Bezirks von Ayr und Oheim des William Wallace gewesen seyn.

Nachdem Wallace erfahren, was sich zugetragen, wurde er fürchterlich aufgebracht und sammelte seine Leute in einem nahe bei der Stadt gelegenen Walde; er schwur sich an den Urhebern jenes scheußlichen Verbrechens zu rächen. Die Engländer hielten inzwischen viele Gelage, und jedesmal, nachdem sie sich voll gegessen und getrunken hatten, legten sie sich nieder und schliefen in denselben großen Scheunen, in welchen sie die schottischen Edelleute ermordet hatten. Wallace erfuhr, daß sie weder Wache noch Posten haben, weil sie nicht vermutheten, daß ihre Feinde so nahe seyen; er bestach hierauf ein mit jenem Platze bekanntes Weib, sie mußte die Thüren der zu den Engländern führenden Gelaße mit Kreide bezeichnen; dann ließ er durch einige seiner Leute diese Thore mit Stricken von Außen so fest zumachen, daß die innen Liegenden von innen nicht aufmachen konnten. Um die Außenseite des Gebäudes herum hatten die Schotten Strohhaufen gelegt, die sie anzündeten, worauf die Scheunen von Ayr, da sie ganz aus Holz erbaut waren, bald in Flammen stunden. Auf dieses hin erwachten natürlich die Engländer und suchten ihr Leben zu retten; aber, wie schon gesagt, die Thore waren von Außen gut verwahrt und mit Stricken fest zugebunden; überdies wurden die brennenden Häuser von den Schotten umringt, und diejenigen Engländer, welche sich retten wollten, ins Feuer zurückgetrieben oder auf der Stelle niedergemetzelt; so daß eine bedeutende Anzahl Engländer erbärmlich um's Leben kam. Viele andere Engländer, welche in einem Kloster wohnten hatten kein besseres Schicksal; der Prior des

selben veranlaßte alle seine Mönche sich zu bewaffnen und ihre englischen Gäste anzugreifen, worauf sie die meisten mit dem Schwert umbrachten. Diese That wurde die „Segnung der Mönche von Ayr" genannt. Ich kann nicht behaupten, ob die Geschichte der Scheunen von Ayr ganz genau wahr ist; aber so viel ist gewiß, daß etwas davon wahr seyn muß, da man in jener Gegend allgemein daran glaubt.

Des Wallace Partei wuchs von Tag zu Tag; besonders schlossen sich viele schottische Edelleute an ihn an. Unter diesen befand sich Sir Wilhelm Douglas, Lord von Douglasdale und Haupt einer in der schottischen Geschichte oft erwähnten Familie; eben so befand sich auch Johann Graham dabei, welcher Wallace's Busenfreund und erster Vertrauter wurde. Viele dieser großen Adeligen aber verließen die Sache des Landes bei der Annäherung des Grafen von Surrey, des englischen Gouverneurs, welcher an der Spitze einer zahlreichen und gut ausgerüsteten Armee erschien. Sie dachten, Wallace werde nicht im Stande seyn, dem Angriff so vieler gut geordneter Truppen Widerstand zu leisten, und aus Furcht ihre Grundbesitzungen zu verlieren, beeilten sie sich aus freien Stücken, sich den Engländern zu unterwerfen. Wallace blieb unerschrocken an der Spitze einer beträchtlichen Armee. Er hatte sein Lager auf der nördlichen Seite des Flußes Forth, nahe bei der Stadt Stirling aufgeschlagen, woselbst eine lange hölzerne Brücke die Verbindung der beiden Ufer herstellte, ungefähr eine Meile oberhalb der Stelle, wo derzeit die Brücke steht.

Der englische Heerführer näherte sich den Ufern des Flußes auf der südlichen Seite. Er ließ durch zwei Geistliche dem Wallace und seinen Anhängern unter der Bedingung, daß sie die Waffen niederlegen sollen, Verzeihung anbieten.

Dies war jedoch nicht die Absicht der stolzen Kämpfer Schottlands.

„Geht hin, zum Grafen von Warren," antwortete Wallace, „und sagt ihm, daß wir die Verzeihung des Königs von England nicht würdigen. Wir seyen nicht hier um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, sondern um uns zu schlagen und unser Land zu befreien. Laßt die Engländer ankommen — wir fordern sie bei ihrem Bart heraus!" (Diese Worte bediente man sich damals, um etwas recht hoch zu betheuren).

Auf diese Antwort hin verlangten die Engländer laut, zum Kampfe gelassen zu werden. Der Graf von Warren jedoch zögerte, denn er war ein geschickter Soldat, und sah wohl, daß seine Truppen, um sich den Schotten zu nähern, die lange schmale hölzerne Brücke passiren müßten, so daß die, welche zuerst den Uebergang bewerkstelligen sollten, durch Wallace mit aller Macht angegriffen würden, ehe es den noch Zurückbleibenden möglich würde, den Angriff zu unterstützen. Er beschloß daher die Schlacht noch aufzuschieben, aber Cressingham der Schatzmeister, welcher unwissend und verwegen war, beharrte darauf, daß es ihre Pflicht seye, sich zu schlagen, und dem Krieg auf einmal ein Ende zu machen. Warren gab seiner Meinung nach, obgleich Cressingham, ein Geistlicher, nicht so gut beurtheilen konnte, was zweckdienlich sey, als er selbst, der als Soldat schon viele Erfahrungen gesammelt hatte.

Somit begann die englische Armee den Uebergang über die Brücke. Cressingham führte den Vortrab; denn in diesen kriegerischen Zeiten griff jeder Geistliche zu den Waffen und folgte der Armee auf das Schlachtfeld. Die von Warren vorausgesehene Gefahr rückte näher. Wallace ließ einen bedeutenden Theil der englischen Armee die Brücke passiren,

ohne den geringsten Widerstand zu leisten; als aber ungefähr die Hälfte über dem Fluße und die Brücke ganz voll von den Nachfolgenden war, so griff er die, welche den Fluß schon passirt hatten, mit seiner ganzen Armee an, erschlug eine bedeutende Anzahl derselben und trieb die übrigen in den Fluß Forth, woselbst die meisten ihren Tod fanden. Der Rest der auf dem südlichen Ufer zurückgebliebenen Engländer floh in großer Unordnung und steckte die Brücke in Brand, damit die Schotten sie nicht verfolgen konnten. Cressingham verlor gleich im Anfang dieser Schlacht das Leben; die Schotten hatten ihn so sehr verachtet, daß sie von seinem todten Körper die Haut abzogen, und zum Andenken an die am englischen Schatzmeister ausgeübte Wiedervergeltung Stücke davon aufbewahrten. Einige sagen, jene haben Sattelgurten aus Cressinghams Haut gemacht, aber dazu möchte sie wohl nicht sehr geeignet gewesen seyn. So viel muß man zugestehen, daß diese Handlung, den todten Körper ihres Feindes noch beschimpft zu haben, für die Schotten sehr entehrend war, und daß sie damals ein wildes barbarisches Volk gewesen seyn müssen.

Die Ueberbleibsel von Warrens großer Armee verließen nach dieser Niederlage Schottland; die Schotten griffen an allen Orten zu den Waffen, machten auf die Festungen Angriffe, in welchen sich die Engländer bis daher gehalten hatten, und nahmen die meisten entweder durch Gewalt oder durch Kriegslist ein. Bei dieser Gelegenheit werden eine Menge wundervoller Geschichtchen von Wallacen's Thaten erzählt, wovon einige ohne Zweifel wahr, während andere erfunden oder sehr übertrieben sind. Das scheint übrigens gewiß zu seyn, daß er den Engländern mehrere Niederlagen lieferte, sie beinahe ganz aus Schottland jagte, die von ihnen besetzten Städte und Festungen wieder einnahm und we-

nigstens auf einige Zeit seinem Vaterland vollkommene Freiheit erlangte. Er rückte sogar nach England vor, verwüstete Cumberland und Northumberland, woselbst die schottischen Truppen zur Wiedervergeltung des in ihrem Lande gestifteten Unheils viele Grausamkeiten begingen. Wallace schützte diejenigen seiner Landsleute, welche nicht unter den Waffen waren, nicht; er wollte nur die Geistlichen und diejenigen, welche sich nicht selbst wehren konnten, beschützen. „Bleibt bei mir," sagte er zu den Priestern von Herham, einer großen in Northumberland gelegenen Stadt, „denn ich kann Euch vor meinen Soldaten nicht schützen, wenn ihr nicht um meine Person seyd." — Die Truppen, welche Wallace folgten, erhielten keinen Sold, weil er kein Geld hatte, um sie zu bezahlen; daher kam es auch, daß er nicht genug Mannszucht unter ihnen halten oder verhindern konnte, daß sie das wehrlose Volk plagten. Er blieb mehr als drei Wochen in England und stiftete dort viel Unheil.

Eduard I. war während dieser Begebenheit in der Grafschaft Flandern. Man kann sich leicht vorstellen, daß er sehr ärgerlich gewesen seyn mag, nachdem er erfahren, daß Schottland, welches er ganz unterjocht glaubte, in Masse gegen ihn aufgestanden, daß seine Armee vernichtet, sein Schatzmeister umgebracht, seine Soldaten aus dem Lande gejagt und daß die Schotten mit Macht in England eingefallen seyen. Er war ganz fürchterlich von Zorn entbrannt, als er aus Flandern zurück kam, und beschloß, Schottland nicht eher zu verlassen, bis er das ganze Königreich wieder erobert habe; zu Ausführung dieses Vorhabens versammelte er eine sehr schöne Armee und marschirte nach Schottland.

Inzwischen trafen die Schotten ihre Vertheidigungsanstalten und erwählten Wallace zum Gouverneur oder vielmehr

Protector des Königreichs, weil sie damals keinen König hatten. Man nannte ihn nur Sir Wilhelm Wallace, Protector der schottischen Nation. Obgleich Wallace der beste Soldat und der tapferste Mann in Schottland war, (wie wir aus dem Vorgang entnehmen können) und sich daher am meisten dazu eignete, in dieser gefährlichen Zeit, in welcher der König von England mit einer so mächtigen Armee anrückte, an die Spitze gestellt zu werden, so gönnten ihm doch die Adeligen Schottlands diesen wichtigen Posten nicht, weil er nicht adelig von Geburt war und keine bedeutende Güter besaß. Diese Eifersucht ging so weit, daß sie ihre Streitkräfte nicht einmal vorrücken lassen oder sich mit den Engländern schlagen mochten, weil sie ihn nicht als ihren Feldherrn anerkennen wollten. Dieses kleinliche und erbärmliche Betragen mußte wohl für das arme Schottland traurige Folgen nach sich ziehen. Dem ungeachtet gelang es Wallace, eine beträchtliche Anzahl zusammen zu bringen, denn die Mittelklasse und das gemeine Volk waren ihm sehr ergeben. Er zog dem König von England muthig entgegen und stieß nahe bei der Stadt Falkrik auf ihn. Der größte Theil seiner Armee bestand aus Infanterie, weil, wie ich schon erwähnte, damals nur der Adel und die Großen Schottlands sich beritten machten. Der englische König dagegen hatte bedeutende Massen der besten Kavalerie in der Welt, Normänner und Engländer, alle vollkommen ausgerüstet. Er hatte auch die berühmtesten englischen Bogenschützen, denen man nachsagte, daß sie das Leben von 12 Schottländern unter ihrem Gürtel tragen, weil ein jeder von ihnen 12 in den Gürtel eingesteckte Pfeile trug, und weil sie auf jeden Schuß ihren Mann getroffen haben sollen.

Die Schotten hatten einige gute Bogenschützen aus dem

Forst von Ettrik; sie stunden unter dem Befehl des Sir Johann Stewart von Bonkill; aber sie wurden an Zahl von den englischen weit übertroffen. Die schottische Infanterie war mit langen Speeren bewaffnet; sie wurde gewöhnlich in tiefen und ganz geschlossenen Kolonnen aufgestellt, wobei sie die Speere so dicht an einander reihten, Spitze über Spitze, daß diese Massen eben so schwer durchbrochen werden zu können schienen, als die Mauer einer starken Festung. Als die zwei Armeen einander gegenüber in Schlachtordnung aufgestellt waren, sagte Wallace zu seinen Soldaten: „Ich habe Euch zum Tanz geführt, laßt mich sehen, wie ihr tanzen könnt.“ Damit wollte er sagen, er habe sie auf das Schlachtfeld geführt, er wolle sehen, wie tapfer sie sich schlagen können. Die Engländer griffen an. König Eduard sah zwar wohl die geschlossenen Massen und wurde die anscheinende Unerschrockenheit der schottischen Infanterie gewahr, aber er faßte dem ungeachtet den Entschluß, er wolle versuchen, ob er sie nicht mit seiner schönen Kavalerie niederreiten könne. Diesem zu Folge ertheilte er seiner Reiterei den Befehl, vorzurücken; sie machte den Angriff in vollem Galopp. Es muß fürchterlich mit anzusehen gewesen seyn, wie die Pferde so nahe als möglich an die langen Lanzen hinrennen mußten, welche durch die Schotten auswärts gestreckt wurden, um jene abzuhalten. Während des Handgemenges erhob sich ein fürchterliches Geschrei. Die Schotten behaupteten ihren Platz mit ihren langen Speeren; viele der vordern englischen Pferde wurden zusammen gestochen, so wie auch deren Reiter, weil diese, nachdem sie einmal gestürzt waren, ihrer schweren Waffenröcke wegen nicht mehr aufstehen konnten. Die schottische Reiterei kam aber ihrer Infanterie nicht zu Hülfe, sondern ging vom Schlachtfelde aus durch. Man darf wohl vermu-

then, daß die Verrätherei oder der böse Wille des schottischen Adels, welcher auf Wallace eifersüchtig war, Schuld daran gewesen ist; jedoch muß man in Betracht ziehen, daß die schottische Kavalerie der andern an Stärke weit nachstund, und daß sie schlechtere Waffen und schlechtere Pferde hatten, als ihre Feinde. Die englische Reiterei versuchte mehr als einmal die tiefen und festen Kolonnen, in welchen Wallace seine Infanterie aufgestellt hatte, zu theilen; aber sie wurden immer mit Verlust abgewiesen; eben so wenig konnten sie sich durch diesen Wald von Speeren (wie ein englischer Geschichtschreiber sich ausdrückt) einen Weg bahnen. König Eduard ertheilte hierauf seinen Bogenschützen den Befehl zum Vorrücken; diese, als sie sich auf Bogenschußweite den schottischen Kolonnen genähert hatten, schossen solche volle Ladungen gegen sie ab, daß es unmöglich war, dieß länger auszuhalten. Zu gleicher Zeit kam Sir Johann Stewart durch einen Sturz vom Pferd ums Leben, und die Bogenschützen vom Ettritforst, welche er denen des Königs Eduard entgegengestellt hatte, fielen in großer Anzahl neben ihm. Ihre Körper wurden nachher unter den Getödteten erkannt, da sie die größten und schönsten Männer der Armee waren.

Nachdem die schottischen Speermänner auf diese Art durch den Verlust der bereits Getödteten und durch die Masse der englischen Pfeile in einige Verwirrung gerathen waren, grif Eduards schwere Kavalerie aufs neue wieder an und brach durch die schon schwankende Kolonnen. Sir Johann Graham, Wallacens intimster Freund und Begleiter, fiel mit noch vielen andern tapfern Soldaten; und die Schotten, nachdem sie bedeutenden Verlust erlitten, wurden genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen.

Diese unglückliche Schlacht wurde am 2 Juli 1298 ge-

liefert. Sir Johann Grahame liegt auf dem Kirchhof von Falkirk begraben. Es wurde ihm ein Grabstein gesetzt, welcher seit seinem Tode dreimal erneuert worden ist. Die Inschrift enthält, daß Sir Johann Grahame eben so berühmt durch seine Geschicklichkeit und seinen Muth, als durch die für Wallace gehegte treue Freundschaft auf dem Schlachtfeld durch die Engländer erschlagen und nun hier begraben worden seye. Eine große Eiche in dem nächst gelegenen Walde wurde lange als diejenige Stelle bezeichnet, woselbst Wallace vor der Schlacht geschlafen haben solle, oder, wie Andere sagen, in welche er sich nach der Niederlage verborgen habe. Ungefähr vor vierzig Jahren sah dein Großvater noch die Wurzeln dieses Baumes; der Stamm desselben war schon damals längst nicht mehr vorhanden, und man kann jetzt so wenig als vor vielen Jahren die letzte Spur des Stammes sehen. Nach dieser unglücklichen Niederlage von Falkirk scheint Sir Wilhelm Wallace auf sein Amt als Gouverneur von Schottland verzichtet zu haben. An seine Stelle wurden einige Adelige als Beschützer aufgestellt, welche sodann fortsetzten, der englischen Armee Widerstand zu leisten; sie gewannen einige Vortheile, besonders bei Roslin, woselbst eine Abtheilung Schotten, durch Johann Comyn von Badenoch, einen der Beschützer des Königreichs, und durch einen ausgezeichneten Anführer Simon Fraser befehligt, drei Abtheilungen der englischen Armee an einem Tage vernichteten.

Der König von England besaß übrigens so viel Reichthum und so viele Mittel, Soldaten zusammen zu bringen, daß er eine Armee nach der andern in das arme unterdrückte Schottland schickte; eben so zwang er alle Adelige und Großen dieses Reiches, einen nach dem andern, sich unter sein Joch zu beugen. Sir Wilhelm Wallace allein oder wenigstens nur

mit einem kleinen Haufen seiner Anhänger weigerte sich, den Usurpator Eduards anerkennen, oder seine Waffen niederlegen zu wollen. Er hielt sich fortwährend in den Wäldern und Gebirgen seines Geburtslandes, welches ihm nicht weniger als noch sieben Jahre lang nach seiner Niederlage bei Falkirk gelang; er legte ein Jahr später, als alle übrigen Vertheidiger der schottischen Freiheit mit seinen Anhängern die Waffen ab. Die Engländer hatten viele Proklamationen gegen ihn erlassen, und einen großen Preis auf seinen Kopf gesetzt; denn Eduard glaubte, er könne nicht ruhig im Besitz des von ihm genommenen Schottlands bleiben, so lange Wallace noch lebe. Endlich wurde er gefangen genommen, und zwar — es ist eine Schande, daß man es sagen muß — durch Sir Johann Mentheit, einen Schotten, welcher ihn ergreifen ließ und den Engländern auslieferte. Es ist allgemein bekannt, daß er bei Robroyston, nahe bei Glasgow, gefangen genommen wurde; und einer Volkssage zufolge soll das Zeichen, ihn zu überfallen und unversehens wegzunehmen, das gewesen seyn, daß einer seiner angeblichen Freunde, welcher ihn nachher verrieth, einen auf den Tisch gelegten Laib Brod umkehren solle, so, daß der Boden oder die untere Seite oben hin zu liegen kam. In spätern Zeiten wurde es auch als ein böses Zeichen betrachtet, einen Laib auf diese Weise umzukehren, wenn sich in der Gesellschaft eine Person befand, welche den Namen Mentheit führte; denn es hieß soviel als daran erinnern, daß sein Namensvetter den Sir Wilhelm Wallace, den Kämpfer Schottlands, verrathen habe.

Welcher Sir Johann Mentheit derjenige gewesen sey, durch den Wallace verrathen wurde, ist nicht ganz genau bekannt. Er war übrigens das Individuum, durch den unser

Vaterlandsfreund zum Gefangenen gemacht und den Engländern ausgeliefert wurde, weßhalb man sich lange nur mit großem Unwillen seines Namens erinnerte.

Nachdem nun Eduard in Besitz desjenigen Mannes gelangt war, welchen er als das größte Hinderniß betrachtete, um Schottlands völlige Eroberung ausführen zu können, beschloß er, an Wallace für alle diejenigen schottischen Patrioten, welche in Zukunft wagen wollen sich seinen ehrgeizigen Entwürfen zu widersetzen, ein Beispiel zu statuiren. Er ließ Wallace in die Westminsterhalle vor die englischen Richter ins Verhör bringen, und ihn zum Spott mit einer aus grünen Zweigen verfertigten Krone krönen, weil die Engländer behaupteten, er sey König der Mörder und Räuber in den schottischen Wäldern gewesen, Er ward des Hochverraths gegen den englischen Thron angeklagt, worauf er antwortete: „ich konnte an Eduard nie ein Verräther werden, denn ich war nie sein Unterthan.“ Hierauf wurde er angeklagt, viele Menschen geopfert und viel Unheil gestiftet zu haben, worauf er mit derselben Ruhe und Geistesgegenwart versetzte: „Es „ist wahr, ich habe viele Engländer aus der Welt geschafft, „aber aus keinem andern Grunde, als weil sie mein Vater„land, Schottland, unterjochen wollten; ich bin weit entfernt, „zu bereuen, was ich gethan habe; Ich erkläre sogar, daß es „mir leid ist, nicht mehr von ihnen umgebracht zu haben.“

Obgleich Wallacens Vertheidigung sowohl in Beziehung auf Gesetz als auf gesunden Verstand sehr gut war (denn sicher hat doch jeder nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht sein Vaterland zu vertheidigen) so verurtheilten ihn die englischen Richter doch, hingerichtet zu werden. Auf dieses hin wurde dieser brave Patriot auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, ihm der Kopf daselbst abgeschlagen, sein

Körper verviertheilt und die Stücke, der damaligen Gewohnheit gemäß, auf eisernen Spießen auf der Londonbrücke zur Schau ausgestellt, und seine Glieder als die eines Verräthers bezeichnet.

Ohne Zweifel dachte König Eduard daß er durch ein solch strenges Beispiel gegen einen so ausgezeichneten Patrioten als Sir Wilhelm Wallace allen Schotten Schrecken einjagen und für die Zukunft im Stande seyn könnte, ohne Beeinträchtigung dieses Land zu beherrschen.

Obgleich übrigens Eduard ein mächtiger tapferer und weiser König war, und obgleich er die vorsichtigsten und strengsten Maßregeln ergriff um Schottland im Gehorsam zu erhalten, so war es ihm von der Vorsehung doch nicht beschieden, seine auf Ungerechtigkeit und Gewalt gegründeten Ansprüche geltend machen, und in Ruhe und Frieden bleiben zu können. Sir Wilhelm Wallace, diese unsterbliche Stütze der Unabhängigkeit seines Landes, fiel nicht bälder als Opfer der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, bis andere Vaterlandsfreunde sich aufmachten, um die Sache der schottischen Freiheit zu vertheidigen.

Sechstes Kapitel.

Vom Emporkommen des Robert Bruce.

Ich hoffe, mein theures Kind, Du werdest nicht vergessen haben, daß alle die grausamen Kriege in Schottland durch die Streite zwischen den Lords entstanden sind, welche nach Alexanders III. Tod auf den Thron Schottlands Anspruch

mach-

machten und daß sich der schottische Adel unvorsichtigerweise entschlossen hatte die Entscheidung über die Thronfolge dem König Eduard von England zu überlassen, wodurch dieser erst in Versuchung gerieth, das Königreich Schottland selbst an sich zu reissen. Du wirst Dich auch erinnern, daß er Johann Baliol für seinen Versuch, die Unabhängigkeit Schottlands wieder herstellen zu wollen, entthronte, und daß Baliol die Krone Schottlands an Eduard als Lord Paramount abtrat. Daher war auch dieser Johann Baliol in Schottland sehr wenig geachtet; er hatte auf das Königreich Verzicht geleistet und blieb dann fünfzehn Jahre aus, während welcher Zeit er größtentheils Kriegsgefangener des Königs von England war.

Es war nun sehr natürlich, daß diejenigen Schotten, welche entschlossen waren, ihr Land vom englischen Joch zu befreien, sich um einen andern König umsahen, unter welchem sie sich selbst vereinigen und Englands Macht bekämpfen könnten. Es herrschte nur Eine Stimme in Schottland, daß man die englische Oberherrschaft nicht länger ertragen wolle; deßweden sannen solche aus dem schottischen Adel welche ein Recht auf die Krone zu haben glaubten, darauf ihre Ansprüche geltend zu machen. Unter diesen waren die Hauptbewerber zwei mächtige Edelleute (angenommen, daß Johann Baliol durch seine Verzichtleistung und Gefangenschaft alle Ansprüche auf den Thron verloren habe). Der erste hieß Robert Bruce, Graf von Carrick, Enkel des ältern Robert Bruce, welcher, wie oben erwähnt wurde, mit Johann Baliol als Bewerber um den Thron aufgetreten war. Der andere hieß Johann Comyn oder Cumyng von Badenoch, gewöhnlich Comyn der Rothe genannt, um ihn von seinem

Vetter Comyn dem Schwarzen zu unterscheiden, welch letzterer diesen Namen seiner schwarzen Gesichtsfarbe wegen erhielt. Diese zwey großen und mächtigen Barone hatten an den Kriegen, welche Sir Wilhelm Wallace mit England führte, Theil genommen; aber nach der Niederlage von Falkirk fürchteten sie ihre großen Besitzungen zu verlieren und hielten die Freiheit Schottlands für verloren, so wie auch für unmöglich, sie je wieder zu erhalten; daher hatten sich Beide, Bruce und Comyn, nicht nur freiwillig dem König Eduard unterworfen, und ihn als König von Schottland anerkannt, sondern fochten sogar mit den Engländern gegen diejenigen ihrer Landsleute, die bis jezt noch fortgesetzt hatten, den Usurpator zu bekämpfen.

Bruce's feurige Gefühle erwachten, nach der alten Volkssage Schottlands, erst durch folgende Begebenheit: In einer jener zahlreichen Schlachten und Scharmüzeln, welche damals zwischen den Engländern und ihren Anhängern einerseits und den Insurgenten oder vaterlandsliebenden Schotten, andererseits geliefert wurden, soll Robert Bruce dazu beigetragen haben, daß die Engländer den Sieg davon trugen. Nach der Schlacht soll er sich zum Mittagsmal niedergesetzt, ohne seine Hände gewaschen zu haben, an denen man Spuren von Blut bemerkte, welches er während der Schlacht selbst vergossen haben soll. Als die englischen Lords dies sahen, machten sie sich in folgenden Worten darüber lustig: „Seht doch den Schotten, welcher sein eigenes Blut ißt!" Bruce hörte, was sie sagten, und dachte bei sich selbst, daß dieses Blut mit Recht sein eigenes genannt werden könne, weil es das seiner braven Landsleute war, die für die Unabhängigkeit Schottlands kämpften, während er ihren Unterdrückern Hülfe leistete, er dachte bei sich selbst, daß sie sich über diese unnatür-

liche That mit Recht lustig machten. Er wurde dadurch so sehr beleidigt und anders gestimmt, daß er die Tafel verließ, in eine benachbarte Kapelle ging, viele Thränen vergoß, und Gott für das große Verbrechen, das er begangen, um Verzeihung gebeten, und ein feierliches Gelübde gethan habe, er wolle dafür büßen und alles thun, was in seinen Kräften stehe, um Schottland von dem fremden Joche zu befreien. In der That soll er auch nachher die englische Armee verlassen und sich nie mehr mit ihr vereinigt haben; er wollte nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um die Freiheit seines Landes wieder erringen zu helfen.

Nun wurde dieser Robert Bruce ein ausgezeichnet tapferer und strenger Mann; es gab in ganz Schottland keinen außer dem Wilhelm Wallace, welcher mit ihm hätte verglichen werden können, und nach Wallace's Tod wurde Bruce für den besten Krieger Schottlands gehalten. Er war sehr weise, klug, und ein vortrefflicher Feldherr, d. h. er wußte eine Armee anzuführen, und sie eben so gut oder noch besser in Schlachtordnung aufzustellen, als irgend ein großer Mann seiner Zeit. Er war zu gleicher Zeit edelmüthig und von Natur freundlich; aber er hatte manche Fehler, welche sowohl der ungestümen Zeit, in welcher er lebte, als seinem eigenen Charakter zugeschrieben werden können. Er war heftig, sogar leidenschaftlich, und in seiner Leidenschaft manchmal hart und grausam.

Robert Bruce hatte sich, wie schon gesagt, vorgenommen, die Engländer aus Schottland zu jagen; er wünschte sehnlichst, über Sir Johann Comyn den Rothen die Oberhand zu gewinnen, denn dieser war in seinen Ansprüchen auf den Thron und in Beziehung auf den Wunsch, die Fremden aus

dem Lande zu vertreiben, sein Nebenbuhler. Zu diesem Ende reißte er von London nach Dumfris, an der Gränze Schottlands, und bat den Johann Comyn, um eine Zusammenkunft mit ihm. Sie kamen hierauf in der Minoriterkirche letztgenannter Stadt vor dem Hoch-Altar zusammen. Was sie mit einander unterhandelten, ist nicht genau bekannt, aber so viel weiß man, daß sie wegen den gegenseitigen Ansprüchen, die sie auf die Krone machten, oder wegen der Weigerung Comyn's, Bruce in dem vorgeschlagenen Aufstand gegen die Engländer zu unterstützen, in Streit gerathen sind; oder, wie andere Geschichtschreiber sagen, weil Bruce den Comyn beschuldigte, er habe den Engländern sein Vorhaben verrathen; ganz gewiß ist aber, daß sie in einen heftigen Wortwechsel geriethen, bis endlich Bruce in Folge seiner oberwähnten Leidenschaft an die heilige Stelle, auf welcher sie standen, nicht mehr dachte und mit seinem Dolch dem Comyn einen Stich beibrachte. Nach dieser Uebereilung verließ Bruce gleich die Kirche, und ließ sein Pferd vorführen. Zwei Edelleute aus der Gegend von Lindesay und Kirkpatrik, Bruce's Freunde, hatten auf ihn gewartet. Da sie sahen, daß er blaß, blutig und in heftiger Gemüthsstimmung war, fragten sie ihn ungestüm nach der Ursache.

„Ich bezweifle,“ sagte Bruce, „daß ich Comyn den Rothen getödtet habe.“

„Kannst Du es noch bezweifeln?“ fragte Kirkpatrik, „Ich will es gewiß machen, — d. h. ich will es vollbringen.“ Darauf gingen sie auch wirklich, er und sein Freund Lindesay schnell in die Kirche, und schickten den verwundeten Comyn vollends in die andere Welt. Dessen Onkel, Sir Robert Comyn wurde zu gleicher Zeit ermordet.

Die Ermordung Comyn's war eine grausame Handlung

und die Geschichtschreiber bemerken von Bruce, daß diese Handlung durch die Ungnade des Himmels bestraft worden seye; denn nie habe ein Mann mehr Mißgeschick erlitten, als Robert Bruce, obgleich er längst zu großen Ehren gelangt war.

Nach dem Tode Comyn's, darf man wohl behaupten, ist Bruce der Verzweiflung nahe gewesen, er hat eine Handlung begangen, nach welcher er auf die Rache von allen Verwandten Comyn's und auf die Rüge des Königs von England zählen durfte; ebenso auf die Ungnade des Clerus, weil er seinen Feind auf geheiligtem Bogen umbrachte. Er beschloß deßwegen sie alle auf einmal herauszufordern und seine Ansprüche auf den Thron Schottlands zu behaupten. Er zog alle seine Anhänger zusammen, und forderte solche Edelleute, welche bis daher die Freiheit des Landes zu erringen hofften, auf, sich zu versammeln; dann wurde er in der Abtei von Scone, woselbst gewöhnlich die Könige von Schottland gekrönt wurden, als König gekrönt.

Alles, was auf diese Ceremonie Bezug hatte, wurde in aller Eile vollzogen. Es wurde eiligst ein kleiner goldener kreisförmiger Ring angefertigt, um die alte Krone Schottlands, welche Eduard nach England wegführen ließ, vorzustellen. Der Graf von Fife, Abkömmling des tapfern Macduff, dessen Amt war, die Krone auf des Königs Haupt zu setzen, wollte der Einladung keine Folge leisten; aber die Ceremonie wurde durch seine Schwester Isabella, Gräfin von Buchan, jedoch ohne Erlaubniß ihres Bruders und ihres Mannes, vollzogen. Einige wenige Edelleute, deren Namen ihrem Lande theuer seyn sollten, unterstützten Bruce's Vorhaben, die Unabhängigkeit Schottlands zu behaupten. —

Eduard war fürchterlich aufgebracht, als er hörte, daß

die Schotten nach so vielem Unheil und nach so vielem Blutvergießen, aufs neue versuchten, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen. Obgleich er nun alt, schwach und krank war, so legte er bei einem großen Feste in Gegenwart seines ganzen Hofes einen feierlichen Eid ab, daß er an Robert Bruce und seinen Anhängern die schrecklichste Rache nehmen werde, nach welcher er sein Schwert niemals mehr gegen einen Christen ziehen, und nur gegen die ungläubigen Saracenen für die Eroberung des heiligen Landes kämpfen wolle. In Folge dieses Schwurs marschierte er an der Spitze einer mächtigen Armee gegen Bruce aus.

Bruce begann seine Unternehmung unter sehr ungünstigen Auspizien; er wurde am 29. März 1306 gekrönt; am 18. Mai sprach der Pabst den Kirchenbann über ihn aus, wodurch er von allen Wohlthaten der Religion ausgeschlossen und wodurch Jedem das Recht eingeräumt wurde, ihn umzubringen. Endlich wurde der neue König am 19. Juni schon bei Methven durch den englischen Grafen von Pembrok gänzlich geschlagen. Roberts Pferd fiel bei dieser Gelegenheit unter ihm, und er war für einen Augenblick gefangen; er fiel jedoch in die Hände eines schottischen Ritters, welcher, obgleich er in der englischen Armee diente, ihn den Engländern nicht ausliefern wollte, und ihm zu entfliehen erlaubte. Die Sieger übten an den Gefangenen ihre gewöhnliche Grausamkeit aus. Unter ihnen befanden sich einige artige junge Männer aus den ersten schottischen Familien — Hay, der Vorgänger der Grafen von Errol, Sommerville, Fraser und Andere, welche später auf die unbarmherzigste Weise umkamen.

Bruce zog sich mit einer kleinen Anzahl seiner tapfern Anhänger, unter denen der junge Lord Douglas, späterhin der gute Lord Jacob genannt, in die gebirgigten Hochlande

zurück, woselbst sie von einem Platz zum andern verfolgt und in große Gefahr versetzt wurden; eben so mußten sie sich manchen Mühseligkeiten unterziehen. Bruces Frau, nun Königin von Schottland, begleitete mit einigen andern Frauenzimmern ihren Mann und dessen Gefolge auf seinen Wanderungen. Sie konnten sich auf keine andere Art als durch Jagen und Fischfangen ihren Unterhalt verschaffen. Man bemerkte, daß Douglas am thätigsten war und sich am meisten angelegen seyn ließ, den unglücklichen Damen so viel Fische und Rothwildpret als nur möglich zu liefern.

Nachdem Bruce in den Hochlanden von einer Stelle zur andern getrieben wurde, suchte er sich einen Weg nach Lorn zu bahnen, aber er stieß überall auf Feinde. Die M'Dougal, eine mächtige Familie, damals die Lords von Lorn genannt, waren mit den Engländern befreundet und griffen mit ihrer Mannschaft Bruce und seine Gefährten an, sobald er in ihre Grafschaft einzudringen versuchte. Das Haupt dieser Familie M'Dougal, Johann von Lorn, haßte Bruce wegen der in der Kirche zu Dumfris verübten Ermordung Comyn des Rothen, mit welchem dieser M'Dougal sehr nahe verwandt war. Bruce wurde durch Ueberlegenheit an Streitkräften auf dem Platze Dabry von letztgenanntem Familienhaupte geschlagen; aber er bewährte mitten in seinem Unglück die Größe seiner Seelenstärke und seines Muths. Er richtete seinen Rückzug durch einen Engpaß, beschloß für seine Person diesen Zug und wehrte sich ritterlich gegen die ihm auf der Ferse folgenden Feinde. Drei aus dem Gefolge M'Dougal, ein Vater und zwei Söhne, M'Androsser genannt, alle drei starke Männer, legten, nachdem sie sahen, daß Bruce auf diese Art den Rückzug seines Gefolges schütze, ein Gelübde ab, daß sie ihn tödten oder gefangen nehmen wollen. Alle drei stürz-

ten auf einmal auf den König los. Der König war in dem engen Paß, dessen wir erwähnten, zu Pferd zwischen einem steilen Hügel und einem tiefen See. Er versetzte dem ersten, welcher auf ihn zukam und den Zügel ergriff, mit seinem Schwert einen solchen Hieb, daß dessen Hand verwundet wurde und daß er den Zügel wieder fahren ließ; derselbe verblutete sich nachher. Der andere Bruder hielt den König inzwischen am Bein und trachtete ihn vom Pferde herunterzuwerfen. Der König gab aber seinem Pferde die Sporn und machte dadurch, daß sein Pferd so plötzlich vorwärts sprang, daß der Hochländer unter des Pferdes Füße fiel; so wie er versuchen wollte wieder aufzustehen, hieb ihm der König das Haupt entzwei. Als der Vater seine beiden Söhne getödtet sah, stürzte er auf Robert Bruce los und faßte ihn durch den Mantel so fest, daß er keinen Raum mehr hatte, sein langes Schwert zu ziehen; aber der König versetzte diesem dritten Gegner mit dem Sabelgriff, oder, wie andere sagen, mit einem eisernen Hammer, welcher am Sattelknopf hing, einen so tüchtigen Streich, daß sein Gehirn zerschmetterte. Der Hochländer hatte im Sterben des Königs Mantel so fest ergriffen, daß dieser, um sich von dem todten Körper des Erschlagenen frei zu machen, genöthigt war, die Schnalle, durch welche der Mantel zusammengehalten wurde, aufzumachen und sie mit dem Mantel im Stich zu lassen. Diese Agraffe, welche in die Hände M'Dougal fiel, wird noch in dieser Familie jetzt zum Andenken aufbewahrt, daß der berühmte Robert Bruce einst kaum den Händen ihres Ahnherrn entfliehen konnte. Robert nahm diesen Angriff auf ihn sehr übel auf, und als seine Umstände sich verbesserten, ermangelte er nicht, sich an M'Dougal oder Johann von Lorn zu rächen.

Dem König kamen auf seinen gefährlichen und traurigen

Zügen mehrere solche Fälle vor; doch erhielt er, obgleich er beinahe immer durch die überlegene Anzahl der Engländer und ihrer Genossen geschlagen wurde, seinen eigenen Muth und den seiner Leute. Er hatte mehr gelernt, als damals üblich war, denn außer den Geistlichen lernten wenige lesen und schreiben. Er konnte jedoch beides gut, und man sagt, daß er manchmal seinen Gefährten, wenn sie die großen hochländischen Seen in so schlechten löcherigen Kähnen, wie man sie damals finden konnte, übersetzten, laut vorgelesen habe.

Am Ende häuften sich die dem tapfern König Robert drohenden Gefahren so sehr, daß er genöthigt wurde, sich von den oberwähnten Frauenzimmern und seiner Königin zu trennen; denn der Winter nahte heran, und es wäre den Frauen nicht wohl möglich gewesen, bei Frost und Schnee dieses Nomadenleben zu ertragen. So ließ er dann seine Königin mit der Gräfin von Buchan und einigen andern in dem ihm allein noch übrig gebliebenen festen Schlosse Kildrummie, nahe am Ursprunge des Flusses Don in Aberdeenshire. Der König ließ auch seinen jüngsten Bruder, Nigel Bruce, dort, um das Schloß gegen die Engländer zu vertheidigen; er selbst aber mit seinem zweiten Bruder Eduard, einem sehr tapfern, aber weit leidenschaftlicherem Manne als Robert, ging auf eine an der Küste Irlands gelegene Insel, nach Rachrin, woselbst Bruce und die Wenigen, welche sein Schicksal theilten, den Winter von 1306 zubrachten. Inzwischen schien lauter Unglück all' seine Freunde in Schottland zu verfolgen. Das Schloß Kildrummie wurde durch die Engländer genommen und Nigel Bruce, ein schöner und tapferer Jüngling, wurde auf grausame Weise durch die Sieger umgebracht. Die Damen, welche zum Gefolge der Königin gehörten, so wie die Königin selbst und die Gräfin von Buchan wurden auf einen kleinen Raum

beschränkt und mit der größten Strenge behandelt. Diese Neuigkeiten erfuhr Bruce, während er in einer erbärmlichen Wohnung auf der Insel Rachrin wohnte und sich beinahe der Verzweiflung Preis gegeben sah.

Um dieselbe Zeit wahrscheinlich hat sich auch eine Begebenheit ereignet, welche, obgleich sie in der Familie Bruce selbst nur Sage bleibt, den Gebräuchen der damaligen Zeit zugeschrieben werden kann. Bruce soll, nachdem er die letzten ungünstigen Nachrichten von Schottland erhalten hatte, eines Morgens auf seinem ärmlichen Lager gelegen seyn und seinen Gedanken Audienz ertheilt haben, wobei ihm in den Sinn gekommen, ob es wohl nicht besser wäre, wenn er allen Ansprüchen auf die schottische Krone entsagen, seine Anhänger fortschicken und sich mit seinem Bruder in das heilige Land begeben würde, um sein Leben im Kampfe gegen die Saracenen zu beschließen. Hiedurch glaubte er vielleicht für den in der Kirche zu Dumfries an Comyn begangenen Mord Vergebung des Himmels erhalten zu können.

Auf der andern Seite hielt er es für verbrecherisch und feig, seine Versuche zur Wiederbefreiung Schottlands aufzugeben, gerade weil er jetzt am wenigsten auf günstigen Erfolg eines Unternehmens rechnen durfte, das (wenn gleich der Aberglaube seines Zeitalters anders denken ließ), genau betrachtet, weit mehr seine Pflicht war, als die Ungläubigen aus Palästina jagen zu helfen.

Während Bruce so in Gedanken verloren und zweifelhaft war, was er thun solle, sah er aufwärts an dem Gebälke der Hütte, in welcher er lag, und wurde eine Spinne gewahr, welche, an dem Ende eines langen Faden ihres eigenen Gewebes hängend, versuchte (wie es diese Thiere gewöhnlich thun), sich von einem Balken zum andern zu schwingen. Die

Spinne machte den Versuch zu wiederholtenmalen, ohne ihren Zweck zu erreichen; Bruce zählte, daß sie es sechsmal vergebens versuchte. Da fiel es ihm ein, daß er gerade auch sechs Schlachten den Engländern und ihren Verbündeten geliefert habe, und daß die arme Spinne in demselben Falle sey, wie er selbst, weil ihr jeder Versuch mißglückte. „Nun," dachte Bruce, „da ich nicht weiß, was das Beste ist, so will ich zu„sehen, wie es der Spinne geht. Wenn das Insekt noch ein„mal versuchen sollte, den Punkt, nach dem es trachtete, zu „erreichen, und der Erfolg glücklich seyn würde, so werde „auch ich ein siebentes Mal mein Glück in Schottland ver„suchen; wenn es aber der Spinne nicht gelingt, so will ich „nach Palästina wandern, um dort Krieg zu führen, und „nie wieder in mein Vaterland zurückkehren."

Gerade so lange Bruce diesen Entschluß faßte, machte die Spinne noch einen Versuch mit aller Kraft, die sie zusammenbringen konnte, worauf es ihr endlich gelang, ihr Gewebe an demjenigen Balken fest zu machen, welchen sie oft vergeblich zu erreichen trachtete. Nachdem Bruce das Gelingen der Spinne gewahr wurde, entschloß er sich, sein eigenes Glück zu versuchen; von dieser Zeit an hatte er eben so wenig einen Unfall oder eine Niederlage erlitten, als er je vorher einen Sieg erringen konnte. Ich bin schon oft mit Leuten seines Namens zusammengekommen, welche von der Wahrheit dieser Geschichte so durchdrungen sind, daß sie unter keiner Bedingung eine Spinne umbringen würden, weil ein solches Insect ihrem Vetter Bruce das Beispiel der Beharrlichkeit gegeben und das Vorgefühl des Glücks in ihm erweckt hatte.

Er entschloß sich nun, seine Anstrengungen zu erneuen, um von Schottland Besitz nehmen zu können, obgleich seine

beschränkten Mittel zu Ausführung dieses großen Vorhabens ihn mit seinem Gefolge nicht weiter als von Rachrin auf die in der Mündung des Flusses Clyde gelegene Insel Arran gebracht hatten. Als der König dort landete, fragte er das erste Weib, welches ihm begegnete, was sich für bewaffnete Mannschaft auf der Insel befinde. Sie antwortete, daß ganz kurz erst ein bewaffneter Haufe Fremder daselbst angekommen sey, welche einen englischen Offizier, den Gouverneur des festen Platzes Brathwick geschlagen, dann ihn und den größern Theil seiner Mannschaft niedergemacht haben und sich nun auf dieser Insel mit Jagen unterhalten. Der König ließ sich hierauf durch die von diesen Fremden besuchten Wälder führen, und blies mehreremal in sein Horn. Nun ergab sich, daß das Haupt dieser Fremden, die den festen Platz genommen hatten, Jacob Douglas war, dessen wir schon als eines von Bruces besten Freunden erwähnten. Sobald jener Robert Bruces Horn hörte, erkannte er dessen Schall wohl, und schrie laut, daß dort der König seye, er erkenne ihn an der Art seines Blasens; er beeilte sich, mit seinen Gefährten dem König Robert entgegen zu gehen, nach dessen Begegnung die Freude von beiden Seiten groß war.

Bruce war nun im Angesichte Schottlands und nicht weit von den Besitzungen seiner eigenen Familie entfernt, woselbst ihn alle gern hatten und immer viel Anhänglichkeit an ihn zeigten. Er berathschlagte mit Douglas, wie sie am besten ihre vorhabende Unternehmung gegen die Engländer ausführen könnten. Douglas entschloß sich, verkleidet in seine eigene Heimath zu gehen und seine Anhänger zum Aufstand zu bewegen, um sich an einem englischen Edelmann, an Lord Clifford, zu rächen; diesem hatte nämlich Eduard Douglasens

Grundbesitzungen übertragen und ihm das feste Schloß Douglas zum Wohnsitz angewiesen.

Bruce seiner Seits knüpfte durch einen seiner Anhänger, Namens Cuthbert, mit der entgegengesetzten Küste von Carrick Verbindungen an. Dieser Cuthbert hatte den Auftrag, wenn er die Bewohner von Carrick geneigt finden sollte, sich gegen die Engländer empören zu wollen, auf einem Vorgebirg, Turnberry genannt, auf der entgegengesetzten Seite der Insel Arran ein Feuer anzuzünden. Dieses Feuer sollte dem Bruce als Zeichen dienen, daß er mit seinen 300 Anhängern in Charrick landen und sich mit den Insurgenten verbinden könne.

Bruce und seine Leute warteten lange vergeblich auf das verabredete Zeichen; endlich wurde auf dem Vorgebürg Turnberry ein Feuer sichtbar, worauf der König sich mit den Seinigen scherzend auf ihre Schiffe und Galeeren begaben, hoffend, daß ihre Verbündeten in Charrick unter den Waffen und bereit stehen, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie landeten um Mitternacht am jenseitigen Gestade; sie fanden aber daselbst ihren Spionen Cuthbert allein und erhielten schlechte Nachrichten von ihm. Er sagte, daß Lord Percy mit 2 bis 300 Engländern im Lande sey und das Volk durch Handlungen und Drohungen so sehr in Schrecken versetzt habe, daß keiner von ihnen nur daran zu denken wage, sich gegen König Eduard zu empören.

„Verrather," rief Bruce, „warum hast du denn das Zeichen gegeben?"

„Ach Gott," versetzte Chuthbert, „das Feuer wurde nicht durch mich angezündet, sondern durch Andere, deren Vorhaben ich nicht kenne; aber sobald ich es brennen sah, vermuthete ich, daß ihr es für mein Zeichen halten und

übersetzen werdet, deßwegen kam ich dann herab ans Gestade, um auf Euch zu warten und Euch mitzutheilen, wie die Sache steht."

Nach einigem Zögern entschloß sich Bruce, daß er, nachdem er nun auf solche Art in die schönste Gegend Schottlands gekommen seye, da bleiben wolle, und betrachtete diese Begebenheit als einen Fingerzeig des Himmels.

In Uebereinstimmung mit diesem Entschluß und mit dieser Ansicht lieferte er den Engländern einige so glückliche Gefechte, daß er den Lord Percy nöthigte, Carrick zu verlassen. Dann entsendete er seine Leute in verschiedene Gegenden, um den Feind zu bekämpfen, wobei sie im Allgemeinen sehr glücklich waren. Auf der andern Seite aber lief der König durch seine große Unachtsamkeit und dadurch, daß er meistens ohne Bedeckung war, in große Gefahr, sein Leben durch Verrätherei oder durch offene Gewalt zu verlieren. Mehrere dieser Begebenheiten sind interessant; ich will einige davon erzählen.

Einst wurde ein naher Verwandter Bruces, in welchen er großes Vertrauen setzte, durch Bestechung der Engländer dahin gebracht, ihm nach dem Leben zu trachten. Dieser Niederträchtige lauerte eines Morgens mit seinen zwei Söhnen so lange auf Bruce, bis sein Gefolge mit Ausnahme eines jungen Menschen, welcher ihn als Page begleitete, sich von ihm entfernt hatte. Der Vater war mit einem Schwert, der eine der Söhne mit einem Schwert und einem Speer, der andere mit einem Schwert und einer Streitart bewaffnet. Als der König sie so gut bewaffnet und keine andern bei ihnen sah, so kam er auf den Gedanken, daß diese Männer die Absicht haben, ihn umzubringen. Er hatte keine andere Waffen als sein Schwert, aber sein Page Bogen und Pfeile. Er nahm sie dem Jungen ab und bat ihn, sich auf einige Ent-

fernung von ihm wegzustellen: denn, sagte der König, wenn ich diese Verräther überwinde, sollst du Waffen genug haben; wenn ich aber von ihnen erschlagen werde, so ergreife die Flucht und sage Douglas und meinem Bruder, sie sollen meinen Tod rächen. Dem Knaben war sehr bange, denn er liebte seinen Herrn ausserordentlich; aber er mußte dem erhaltenen Befehl gehorchen.

Inzwischen kamen die Verräther auf Bruce zu, damit sie ihn auf einmal überfallen könnten. Der König rief ihnen zu, sie sollen sich ihm bei Gefahr ihres Lebens nicht weiter nähern; aber der Vater antwortete ihm mit schmeichelnden Worten und setzte ihm eine anscheinend grosse Freundlichkeit entgegen, wobei er übrigens immer näher auf ihn zurückte; dann rief ihm der König aufs neue zu, er solle halten: „Verräther," sagte er, „ihr habt mein Leben für englisches Gold verkauft, „aber ihr sollt auf der Stelle sterben, wenn ihr mir nur ei„nen Fuß näher rückt." Mittlerweile spannte er des Pagen Bogen und bei dem weitern Vorrücken des alten Verräthers schoß er einen Pfeil auf ihn ab. Bruce war ein vortrefflicher Bogenschütze; er gab seinem Pfeile eine so gute Richtung, daß er des Alten Auge und Gehirn durchbohrte und ihn todt zu Boden streckte. Auf dieses hin stürzten die beiden Söhne auf den König los. Einer von ihnen wollte ihm mit seiner Axt einen Streich versetzen, verfehlte ihn aber und stolperte zufälligerweise; der König durchbohrte ihn auf der Stelle mit seinem großen Schwert, ehe er Zeit zum Aufstehen gewinnen konnte. Der noch übrig gebliebene Verräther rannte nun auf Robert Bruce mit seinem Speere los, aber der König durchhieb mit Einem Schwertstreich des Elenden Speer, und tödtete ihn, ehe es ihm gelang sein Schwert zu ziehen. Da kam nun der Page herbeigesprungen und freute sich über sei-

nes Herrn errungenen Sieg; der König wischte sein blutiges Schwerdt ab und sagte, als er die todten Körper betrachtete: sie mögen für drei brave Männer gegolten haben, aber der Versuchung ihrer Habsucht konnten sie doch nicht widerstehen.

Heut zu Tage ist es durchaus nicht nothwendig, daß Generale oder hohe Offiziere selbst Hand anlegen, weil sie nur ihre Untergebenen commandiren; ihre Artillerie und ihre Soldaten schießen auf den Feind, wobei sie selten Handgemein werden, und Mann gegen Mann streiten. Aber in den alten Zeiten mußten Könige und Lords wie andere gemeine Soldaten mit Speer und andern Waffen in ein und derselben Schlachtlinie streiten. Es war daher von großer Wichtigkeit, ob sie starke Männer waren, und ihre Waffen geschickt zu führen wußten. Robert Bruce war so ausgezeichnet thätig und kräftig, daß er eine Menge persönlicher Gefahren abwendete, wobei er das Leben verloren haben würde, wenn er sich nicht selbst geholfen hätte. Ich werde noch ein anderes seiner Abentheuer erzählen, welches Dir einige Unterhaltung gewähren soll. Nach dem Tode der drei Verräther hielt sich Robert Bruce fortwährend theils in seiner eigenen Grafschaft Carrick, theils in der benachbarten Gegend von Galloway verborgen, bis er glaubte, daß es Zeit seyn dürfte, sich in Masse gegen die Engländer zu empören. Indessen war er genöthigt, nur sehr wenige Leute mitzunehmen, sowohl damit die Sache geheim gehalten würde, als wegen der Schwierigkeit Lebensmittel aufzufinden. In Galloway waren viele Leute gegen Bruce unfreundlich gesinnt. Sie stunden unter dem Gouvernement eines gewissen M'Dougal, Verwandten des Lord von Lorn, welcher Robert Bruce bei Darly gänzlich geschlagen, und ihn beinahe getödtet oder zum

Gefan-

Gefangenen gemacht hätte. Die Bewohner von Galloway hatten gehört, daß Bruce mit nur ungefähr 60 Mann in ihrem Lande sey; sie beschlossen daher, ihn zu überfallen, und versammelten zu diesem Endzweck 200 Mann, welche zwei bis drei Schweißhunde mit sich führten. Diese Thiere waren darauf abgerichtet, durch den Geruch die Fußstapfen eines Mannes zu verfolgen, so wie die Dachshunde einen Fuchs oder Hasen jagen. Obgleich der Hund die Person, deren Spur er verfolgt nicht sieht, so folgt er dennoch jedem ihrer Schritte. Damals bediente man sich dieser Hunde um große Verbrecher zu verfolgen. Die Bewohner Galloway's hielten es für eine Vorsichtsmaßregel, Falls sie Bruce nicht gefangen nehmen, oder beim ersten Angriff umbringen könnten, oder Falls er in die Wälder entfliehen sollte, sich der Hunde zu bedienen, um ihn wieder ausfindig zu machen.

Der gute König, Robert Bruce, welcher immer wachsam war, hatte die Absicht der Overwähuten, daß sie ihn unversehens, und zwar bey Nacht überfallen wollen, bald erfahren. Diesem zufolge verlegte er seine 60 Mann in eine von hier etwas entfernt gelegene Gegend, in die Nähe eines tiefen, schnellströmenden, mit steilen und felsigen Ufern versehenen Flusses. Nur eine einzige Furth machte es möglich jenen zu passiren; sie war aber tief und so eng, daß kaum zwei Mann neben einander gehen konnten; die jenseitigen Ufer waren steil und der Pfad, welcher von des Wassers Rande aufwärts führte, ausserordentlich eng und schwer zu besteigen.

Bruce wählte einen eine halbe Meile von erwähntem Flusse entfernten Ort, woselbst er seine Leute niederlegen und ausruhen ließ, während er selbst mit zweien seines

Gefolges an die Furth hinabgieng um sie zu bewachen, weil Robert wußte, daß der Feind sie nothwendigerweise passiren müsse, ehe er an den neugewählten Lagerplatz gelangen könne.

Er betrachtete die Furth lange und dachte bei sich selbst, wie leicht es sey dem Feind hier eine Anzahl Gefangener abzunehmen, vorausgesetzt, daß die Furth tapfer vertheidigt werde; da hörte er auf einmal in einiger Entfernung ein Hundegebell, welches immer näher und näher rückte. Dieses kam von einem der Schweißhunde, welcher des Königs Fußstapfen bis zu der von ihm überschrittenen Furth verfolgte; hinter dem Hunde her kamen die 200 Gallowaymänner, die Robert aber noch nicht sah. Bruce wollte anfanglich seine Leute wecken, dann dachte er aber, es sey das Gebell eines Schäferhundes. „Meine Leute," sagte er, „sind entsetzlich „ermüdet; ich will ihren Schlaf wegen dem Gebell eines „elenden Hundes nicht stören, bis ich etwas Näheres erfahre." Darauf blieb er stehen, horchte und hörte nach und nach, bei gänzlicher Annäherung des Hundegebells, ein Stampfen von Pferden, Männerstimmen und Waffengeklirr; da hatte er dann Gewißheit erlangt, daß der Feind sich dem Flusse nähere. Nun sagte er zu sich selbst: „wenn ich zu „meinen Leuten zurückkehre und Lärmen mache, so können „die Feinde die Furth unterdessen ohne Widerstand passiren, „das wäre aber erbärmlich, da diese Stelle sich zu einer so „vortheilhaften Vertheidigung eignet." Er betrachtete noch einmal den steilen Pfad und das tiefe Ufer und sah, daß diese ihm so viel Vortheil gewähren, daß er den Paß so lange selbst vertheidigen könne, bis seine Leute zur Unterstützung herbei kommen konnten. Seine Waffenrüstung war so gut und stark, daß er sich wohl den feindlichen Pfeilen aussetzen

durfte, und deswegen war auch der Kampf nicht so ungleich, als er zu seyn schien. Er schickte daher die zwei Männer, welche er bei sich hatte, zu seiner übrigen Mannschaft, und blieb allein am Ufer stehen.

Inzwischen wurde das Waffengetöse und der durch die Pferde verursachte Lärm größer; der Mond leuchtete so hell, daß Bruce aus dem Waffenglanze die Anzahl der Feinde, welche an das entgegengesetzte Ufer herabkamen, auf 200 Mann schätzte. Die Gallowaymänner ihrerseits sahen nur einen Bewaffneten, welcher die Furth bewachte; die vordersten von ihnen stürzten sich daher in den Fluß, ohne auf diesen einzigen Wächter zu achten. Da sie aber die Furth nur Mann für Mann passiren konnten, und Bruce an dem Ufer, an welchem sie landen wollten, hoch über ihnen stand, so stieß er mit seinem langen Speere den ersten herüberkommenden Reiter, dann dessen Pferd nieder, welches, mit dem Tode ringend, sich auf dem engen Pfade wälzte, und dadurch den andern Feinden den Weg versperrte. Auf diese Art hatte Bruce Gelegenheit, seine Pfeile nach Gefallen abzuschießen, während sie dagegen nicht auf ihn zielen konnten. In dieser Verwirrung fielen fünf oder sechs Mann von der feindlichen Abtheilung; Andere, welche in den Fluß gefallen waren, sind dort ertrunken; die Uebrigen wurden dadurch in Schrecken versetzt, und zogen sich zurück.

Als sie aber wieder umsahen und bemerkten, daß ihnen nur ein einziger Mann gegenüber stehe, während sie selbst so viele seyen, so riefen sie aus, daß ihre Ehre für immer verloren wäre, wenn sie diesen Weg nicht mit Gewalt verfolgen würden; auf dieses hin erhoben sie ein fürchterlich lautes Geschrey, stürzten sich in den Fluß und wollten das

andere Ufer bestürmen. Mittlerweile waren aber des Königs Soldaten herbeigekommen und die Gallowaymänner zogen sich zurück, und gaben ihr Vorhaben auf.

Ich werde dir noch ein anderes Geschichtchen von diesem braven Robert Bruce, das sich auf einem seiner Züge zugetragen, erzählen. Seine Abentheuer sind eben so interessant und unterhaltend, als diejenigen, welche manche Geschichtschreiber erfinden, sie haben noch das voraus, daß die seinigen alle wahr sind. Ungefähr um dieselbe Zeit stand Bruce an der Spitze eines nur kleinen Haufens; da kam Sir Aymer von Vallence, welcher zugleich Graf von Pembrocke war, mit Johann von Lorn nach Galloway, jeder von ihnen an der Spitze einer nicht unbedeutenden Heeresmasse.

Johann von Lorn hatte einen Schweishund bei sich, welcher früher dem Robert Bruce selbst gehört haben soll; dieser Hund wurde ehemals durch den König eigenhändig gefüttert und wurde dadurch so an ihn gefesselt, daß er seine Fußstapfen überall hin verfolgte, welches übrigens von allen andern Hunden, ob sie Schweißhunde seyen oder nicht, auch geschieht. Mittelst dieses hoffte Johann von Lorn den Robert Bruce gewiß aussindig zu machen, um sich dann für den Tod seines Vetters Comyn rächen zu können.

Als diese zwei Armeen gegen Robert Bruce vorrückten, wollte er anfänglich nur die eine nämlich die des Grafen bekämpfen; nachdem er aber Wink bekam, daß Johann von Lorn ihn mit einem andern bedeutenden Corps im Rücken angreifen wolle, so entschloß er sich, für dießmal keine Schlacht anzunehmen, damit er nicht der an Zahl weit überlegenen feindlichen Armee unterliege. Zu diesem Endzweck theilte der König die Mannschaft, die er bei sich hatte, in drei Abtheilungen, und befahl ihnen, sich auf drei verschiedenen Wegen zu

rückzuziehen, um den Feind im Zweifel zu lassen, welchen dieser Wege er einschlagen solle; zugleich bestimmte er ihnen auch den nachmaligen Sammelplatz Als aber Johann von Lorn auf die Stelle kam, woselbst Bruce's Armee vertheilt wurde, verfolgte der Schweißhund nur den einen dieser Wege, und achtete auf die zwei andern gar nicht; dann wußte Johann von Lorn schon, bei welcher Abtheilung der König seyn müsse, deßwegen vernachläßigte er auch die zwei andern schottischen Abtheilungen, und ging mit seiner ganzen Mannschaft der vom Hund aufgefundenen Spur nach.

Nachdem der König aufs neue sah, daß er durch eine bedeutende Anzahl feindlicher Truppen verfolgt werde, that er sein Möglichstes, um ihnen zu entfliehen; er ließ alle seine Leute, welche er bei sich hatte, verschiedene Wege nehmen, und glaubte, so müsse der Feind seine Spur verlieren. Bruce nahm einen einzigen Mann mit sich, und dies war sein Milchbruder oder der Sohn seiner Amme. Als Johann von Lorn auf die Stelle kam, wo die Wenigen von Bruce's Gefährten sich vertheilt hatten, verließ der Schweißhund nach einigem Hin- und Hersuchen die Fußstapfen aller Andern, und folgte bellend der Spur zweier Männer nach. Dann wußte Johann von Lorn, daß einer von diesen beiden schlechterdings der König Robert seyn müsse. Er ertheilte hierauf fünf oder sechsen welche gut zu Fuß waren, den Befehl, Robert schnell zu verfolgen und ihn entweder zum Gefangenen zu machen oder niederzustoßen. Diesem Befehl zufolge verließen sie die Uebrigen und rannen so schnell, daß sie Robert und dessen Milchbruder bald zu Gesicht bekamen. Der König fragte seinen Gefährten, was er ihm für Hülfe leisten könne, worauf sein Milchbruder ihm erwiederte, er seye bereit, sein Möglichstes zu thun. Auf dieses hin wurden sie mit den fünf oder sechs von Lorns Leu-

ten handgemein und erschlugen sie alle. Es ist anzunehmen, daß die beiden besser bewaffnet waren als die andern, so wie auch, daß sie stärker gewesen seyn, und sich verzweiflungsvoll gewehrt haben müssen.

Bruce wurde nach dieser That sehr müde und jetzt durften sie sich wahrhaftig nicht niederlassen, um auszuruhen; denn wenn sie auch nur einen Augenblick hinstanden, so hörten sie das Gebell des Schweißhundes hinter ihnen und wußten somit, daß ihnen ihre Feinde auf der Ferse folgten. Endlich erreichten sie einen Wald, durch welchen ein kleiner Bach floß. Da sagte Bruce zu seinem Mitbruder: „Laßt uns diesen Bach eine Strecke Wegs entlang durchwaten, anstatt gerade durchzugehen, damit der unglückliche Hund die Spur verliere; wenn wir ihn einmal los sind, so fürchte ich nicht mehr unsern Verfolgern zu entkommen." Diesem Vorschlage folgend ging der König mit seinem Begleiter eine große Strecke im Bache abwärts, wobei sie sehr Acht gaben, daß sie ihre Füße auf dem Grunde nicht abdrückten, damit durchaus keine Spur zurückbleibe, wo sie aufgetreten seyen. So kamen sie auf dem dem Feinde entgegen gesetzten Ufer an, und gingen tief in den Wald ehe sie hinstanden und auszuruhen wagten. Unterdessen führte der Hund Johann von Lorn gerade an die Stelle, wo der König in das Wasser ging, jedoch hier stutzte der Hund, weil er nicht mehr wußte, wo er sich nun hin wenden solle; denn Du wirst wohl wissen, daß das fließende Wasser nicht eben so die Spur eines Fusses zurücklassen kann, wie das stehende Wasser. Nachdem nun Johann von Lorn sah, daß der Hund die Spur verloren habe, gab er die Jagd auf und suchte Aymer von Valence wieder auf.

Aber König Robert's Abenteuer ist noch lange nicht zu Ende. Sein Milchbruder und er waren in den Wäldern ge-

blieben, da sie aber keine Nahrung bei sich hatten, so wurden sie außerordentlich hungrig; sie gingen weiter und hofften irgend eine Wohnung zu erreichen. Endlich begegneten sie mitten im Walde drei Männern, welche gerade wie Diebe oder Räuber aussahen. Sie waren alle drei bewaffnet, und einer von ihnen trug ein Schaaf auf seinem Rücken, was sie gerade gestohlen zu haben schienen. Sie begrüßten den König höflich; er erwiederte ihren Gruß und fragte sie, wo sie hingehen; sie antworteten, daß sie Robert Bruce aufsuchten, weil sie sich mit ihm vereinigen wollen. Der König antwortete, daß er, wenn sie mit ihm gehen, sie dahin führen wolle, wo sie den schottischen König finden würden. Auf dieses hin kam derjenige, welcher das Wort geführt hatte, ausser Fassung, und Bruce, welcher ihm scharf ins Gesicht sah, argwöhnte, daß der Räuber ihn erkannt habe, und daß er mit seinem Gefährten gegen ihn, den König, etwas im Schilde führe, um die Belohnung zu verdienen, welche auf sein Leben gesetzt worden war. Robert sagte zu ihnen, „meine lieben Leute, da wir uns nicht genau kennen, so müßt ihr vorangehen und wir werden euch folgen!" „Ihr dürft uns nichts Böses zutrauen," antwortete jener Mann. „Das thue ich auch nicht," sagte Bruce, „aber dies ist die Art, wie ich reise."

Die drei Männer gehorchten seinem Befehl, und so gingen sie weiter, bis sie zu einer schlechten, baufälligen Hütte gelangten, woselbst die drei Männer den Vorschlag machten, einen Theil des Schaafes, was der eine von ihnen trage, zuzubereiten. Der König erfreute sich etwas vom Essen zu hören, aber er verlangte, daß zwei Feuer angezündet werden sollten, eins für ihn und seinen Milchbruder an dem einen Ende des Hauses, das andere an dem andern Ende für die drei Gefährten. Diese entsprachen seinem Begehren; sie bra-

teten ein Viertel des Schaafes für sich selbst und gaben ein anderes Viertel dem König und seinem Begleiter. Sie mußten dieß ohne Brod und ohne Salz essen, da sie aber bedeutend Hunger hatten, so waren sie froh nur irgend etwas zu bekommen, und ließen sich das ungesalzene Fleisch ganz kostbar schmecken.

Dann befiel den Robert ein solcher Schlaf, daß er, wenn auch zehnmal so viel Gefahr vorhanden gewesen wäre, nicht mehr widerstehen konnte. Vor allem aber wünschte er, daß sein Milchbruder wachen solle, so lange er schlafe, weil er gegen ihre neue Bekannte großen Verdacht schöpfte. Sein Milchbruder versprach wachen zu wollen und that sein Möglichstes, um Wort zu halten. Aber kaum war der König eingeschlafen, so fiel auch sein Milchbruder in einen tiefen Schlaf denn er war eben so vielen Ermüdungen ausgesetzt gewesen als der König selbst. Als die drei Niederträchtigen sahen, daß der König und sein Begleiter schlafen, gaben sie sich gegenseitig Zeichen, zogen ihre Schwerter, und wollten über jene herfallen; der König schlief jedoch nur leicht und wie sehr sie auch jeden Lärm vermieden, so erwachte der König doch und sprang auf, zog sein Schwert und setzte sich zur Gegenwehr. Zu gleicher Zeit stieß er seinen Milchbruder mit dem Fuß, um ihn aufzuwecken, worauf dieser gleich aufsprang, aber ehe er eigentlich wußte und sehen konnte, was sich zugetragen habe, näherte sich ihm einer der Räuber, der nämliche, welcher den König ermorden wollte, und streckte ihn mit einem Schwertstreich zu Boden. Der König war nun auf sich selbst beschränkt, ein Mann gegen drei, und in der größten Gefahr sein Leben zu verlieren; aber seine erstaunliche Stärke und seine guten Waffen befreiten ihn von der ihn bedrohenden Gefahr, und er erschlug die drei Räuber einen nach

dem andern. Er verließ hierauf die Hütte voll Bekümmerniß, um seinen gefallenen Milchbruder, und nahm seine Richtung gegen diejenige Stelle, welche er seinen Leuten nach ihrer Zerstreuung als Sammelplatz bezeichnet hatte. Es war unterdessen beinahe Nacht geworden; der Sammelplatz war bei einem Meierhofe. Er ging kühn hinein und traf die Frau vom Hause, ein altes treuherziges schottisches Weib, allein sitzend an. Als sie einen Fremden hereintreten sah, fragte sie ihn, wer und was er sey. Der König antwortete, daß er ein Reisender seye, welcher diese Gegend besuche.

„Alle Reisende,“ antwortete die gute Frau, „sind mir um eines Einzigen willen willkommen.“

„Und wer ist der Einzige,“ sagte der König, „um dessen willen Ihr alle Fremde so gerne aufnehmt?“

„Dieß ist unser rechtmäßiger König, Robert Bruce,“ antwortete die Frau vom Hause, „welcher der rechtmässige Lord dieses Landes ist, und wenn er gleich derzeit mit Hund und Horn gleich einem Wild verfolgt wird, so hoffe ich doch noch zu erleben, daß er König von ganz Schottland werde.“

„Da ihr ihn so sehr liebt, gute Frau,“ versetzte der König, „so wißt, daß Ihr ihn vor euch seht. Ich bin Robert Bruce.“

„Ihr!“ sagte die Alte in großer Verlegenheit, „und woher kommt Ihr denn so allein? — Wo sind alle Eure Leute?“

„Ich habe in diesem Augenblick nicht einen einzigen bei mir, und muß deßhalb allein reisen.“

„Nein, das gebe ich nicht zu,“ sagte die brave Frau, „ich habe zwei rüstige Söhne, tapfere und zuverläßige Männer, diese sollen Euch begleiten, und im Leben und Tod treu bleiben.“

Sie brachte hierauf ihre zwei Söhne und obgleich sie die Gefahren kannte, welchen sie von nun an ausgesetzt waren, so

ließ sie solche doch dem König schwören. Sie gelangten späterhin in seinen Diensten zu den Würden hoher Officiere.

Nun richtete die gute alte Frau alles, was sie herbeischaffen konnte, für des Königs Nachtessen zu, als man plötzlich heftiges Pferdestampfen, um das Haus herum hörte. Sie dachten, dieß werden einige Engländer oder Soldaten des Johann von Lorn seyn, und die gute Frau ermahnte ihre Söhne für König Robert aufs Aeußerste zu kämpfen; jedoch kurz darauf hörten sie die Stimme des guten Jacob Douglas und des Eduard Bruce, des Königs Bruder, welche nach des Königs Befehle, den er ihnen bei seinem Scheiden gegeben hatte, mit 150 Reiter zu diesem Pächterhaus gekommen waren. Robert Bruce freute sich unendlich seinen Bruder und seinen treuen Freund Lord Douglas wieder zu finden; er war beinahe vor Freude außer sich, daß er sich nun an der Spitze eines so beträchtlichen Gefolges befinde, vergaß Hunger und Müdigkeit und fragte, wo der Feind, der sie schon so lange verfolge, seine Stellung genommen habe; „denn da sie uns ganz zerstreut und auf der Flucht begriffen vermuthen müssen, so ist es wahrscheinlich, daß sie sich selbst ganz sicher glauben, daß sie bequeme Quartiere beziehen und in Ausstellung ihrer Wachen saumselig seyn werden." „Das ist sehr wahr," antwortete Jacob Douglas, „denn ich passirte ein Dorf, wo zweihundert von ihnen liegen, welche nicht eine Schildwache ausgestellt haben; wenn Ihr Lust habt Euch zu beeilen, so können wir sie noch in dieser Nacht überfallen, und ihnen mehr Schaden zufügen als sie im Stande waren, während all diesen Unglückstagen uns selbst zu schaden."

Die Gegend war voll Hügel und Gesträuch. Als die Schotten den Haufen Engländer, dessen Douglas erwähnt hatte, überfielen und plötzlich in das Dorf eindran-

gen, in welchem sie einquartirt lagen, zerstreuten sie die Engländer leicht und hieben sie in Stücke, wodurch ihre Verfolger einen größern Verlust erlitten, als sie selbst in all den vorhergehenden traurigen Lagen.

Die Folge von Robert's glücklichem Unternehmen war, daß von allen Seiten Soldaten zu ihm strömten und daß er mehrere Siege davon trug, sowohl über Sir Aymer von Valence, Lord Clifford, als auch über andere englische Commandirende, so daß endlich die Engländer nicht mehr in eine offene Gegend sich vorzurücken getrauten, wie sonst, sondern nur, wenn sie sich in beträchtlichen Massen gesammelt hatten. Sie dachten, es seye besser, wenn sie ruhig in den Städten und festen Schlössern, die ihnen als Garnisonen angewiesen waren, liegen und warten würden, bis der König ihnen mehr Leute zur Unterstützung senden würde.

Siebentes Kapitel.

Von den Heldenthaten des Douglas und des Randolph.

Nachdem König Eduard I. gehört hatte, daß Schottland wieder gegen ihn unter den Waffen seye, marschierte er, wie ich schon erwähnte, an die Gränze und ließ dabei eine Menge Drohungen gegen Bruce und dessen Anhänger, die er Rebellen nannte, bekannt machen. Er war unterdessen alt, und schwach geworden und während er seine Vorbereitungen zum Ausmarsch machte, wurde er sehr krank, zehrte nach und nach ab, und starb endlich am 6. Juli 1307 in Schottland, nicht

drei Meilen von seinen Grenzen. Sein Haß gegen jenes Land war so eingewurzelt, daß die Gedanken an Rache ihn auch noch auf seinem Todtenbette zu beschäftigen schienen. Er nahm seinem Sohn noch das Versprechen ab, nicht eher mit Schottland Friede zu schließen, bis das dort wohnende Volk unterjocht seye. Er hinterließ auch ganz sonderbare Anordnungen in Beziehung auf seinen todten Körper. Er hatte befohlen, daß sein Körper in einem Kessel so lange gekocht werden solle, bis sich das Fleisch von den Beinen ablöse, dann sollen seine Knochen in ein Ochsenfell zusammengewickelt und dieses an der Spitze der englischen Armee getragen werden, so oft als die Schotten versuchen sollten ihre Freiheit sich zu erringen. Er dachte, daß er so viel Unglück über die Schotten gebracht habe, so oft in ihr Gebiet eingefallen sey, und sie so oft geschlagen habe, daß diese todten Gebeine sie erschrecken müßten. Sein Sohn, Eduard II. gehorchte diesem Befehl nicht, sondern ließ seinen Vater in der Westminster-Abtei begraben; dort ist sein Grabmal noch heute mit folgender Inschrift zu sehen:

Hier liegt der Hammer der schottischen Nation; dieß ist auch wirklich wahr, daß er ihnen zu seinen Lebzeiten eben so viel schadete, als ein Hammer demjenigen Gegenstand, den man in Stücke zerschlägt.

Eduard II. war ein schwacher Fürst, und weder so weise noch so tapfer wie sein Vater. Er drang mit der großen Armee, welche Eduard I. zusammengebracht hatte, nicht weit in Schottland ein, und kehrte, ohne sich zu schlagen, wieder zurück, wodurch Bruce's Partei sehr aufgemuntert wurde.

Nun ergriffen mehrere des schottischen Adels die Waffen, erklärten sich für König Robert und zogen gegen die englischen Truppen und Garnisonen zu Felde. Der Ausgezeichnetste von diesen war der gute Lord Jacob Douglas, dessen wir schon

oft erwähnten. Einige seiner ausgezeichnetsten Thaten betreffen sein eigenes Schloß Douglas, in welches die Engländer, da es eine starke Festung bildet, eine bedeutende Garnison geworfen hatten. Jakob Douglas sah mit größtem Widerwillen sein Schloß mit englischen Soldaten, mit großen Vorräthen von Korn, Vieh, Wein, Bier und andern Lebensmitteln angefüllt, welche dazu bestimmt waren, die englische Armee hiemit zu versehen; daher faßte er den Entschluß, sich an dem Commandanten der Garnison und an seinen Soldaten wo möglich zu rächen.

Zu diesem Endzweck gieng Douglas verkleidet in das Haus eines seiner alten Diener, zu Thomas Dikson, einem starken, treuen und kühnen Manne, und entwarf mit ihm den Plan, um das feste Schloß zu nehmen. Ein heiliger Tag, der Palmsonntag, war nicht mehr fern. An diesem Tage war es in den römisch katholischen Zeiten üblich, daß das Volk mit grünen Zweigen in der Hand in Prozession in die Kirche ging. Gerade als die englischen Soldaten vom Schloß herabmarschirt waren und in die Kirche gingen, schrie einer von Lord Jacobs Leuten: Douglas, Douglas! dieß war immer die Losung in dieser Familie, wenn sie in die Schlacht zogen. Thomas Dikson und einige Freunde, die er versammelt hatte, zogen gleich ihre Schwerter und hieben die ersten Engländer, denen sie begegneten, zusammen. Da aber das Zeichen zu bald gegeben worden war, so wurde Dikson niedergerissen und umgebracht. Douglas und seine Leute begaben sich gleich darauf in die Kirche. Die englischen Soldaten versuchten sich zu vertheidigen, da sie aber überfallen wurden und deßhalb durchaus nicht vorbereitet waren, so wurden sie großtentheils zusammengehauen oder gefangen genommen, und das so plötzlich und mit so wenig Geräusch,

daß ihre Kameraden im Schlosse durchaus nichts davon hörten. Als Douglas sich mit seinen Leuten dem Schloßthore näherte, fanden sie es offen und die zurückgebliebene Mannschaft gerade damit beschäftigt, für die in der Kirche befindliche zu kochen. Auf diese Art nahm Lord Jacob von seinem eigenen Schloß wieder Besitz, und er und seine Leute verzehrten das gute Mittagsmahl, welches die Engländer für die Ihrigen zubereitet hatten. Douglas durfte jedoch nicht hier bleiben, bis die Engländer mit größern Streitkräften herbeikamen, um ihn zu belagern; deßhalb nahm er sich vor, alle die Vorräthe, die die Engländer in seinem Schlosse angehäuft hatten, zu zerstören, und so diesen Platz für sie unnütz zu machen. Man muß bekennen, daß er diesen Vorsatz auf eine grausame Weise ausführte, denn er war über den Tod des Thomas Dikson wüthend aufgebracht. Er ließ alle die mit Gemüßen, Mehl, Waizen und Malz angefüllten Fässer in Stücke zerschlagen und deren Inhalt auf den Boden streuen; dann ließ er die Böden der großen Wein und Bierfässer zusammenschlagen und die Mundvorräthe mit den Flüssigkeiten vermischen; endlich aber ließ er die Gefangenen umbringen und warf die todten Körper in die Eckel verursachenden Haufen, welche seine Leute den Engländern zum Spott „die Douglasspeisekammern" nannten; dann warf er die todten Pferde in die Brunnen, um sie unbrauchbar zu machen — zum Beschluß steckte er das Schloß in Brand; hierauf zog er ab und floh mit seinen Leuten in die Berge und Wälder. „Er höre lieber," sagte er, „die Lerchen singen als Mäuse pfeifen." Das heißt so viel: er ziehe lieber mit seinen Leuten aufs freie Feld, als daß er sich mit ihnen in Schlösser einschließe.

Nachdem Clifford der englische Feldherr, gehört hatte

was geschehen sey, kam er mit großen Abtheilungen nach Douglas Schloß; er baute alle die Festungswerke, welche Lord Jacob zerstört hatte, wieder auf, stellte die Mauer wieder her und ernannte einen guten Soldaten, den Sir Thirlwarl zum Commandanten der Garnison und empfahl ihm große Vorsicht, weil er vermuthete, daß Lord Jacob ihn wieder angreifen werde. Indessen that Douglas dergleichen als bemerke er die Engländer in seines Vaters Schlosse gar nicht, nahm sich aber vor, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um die Garnison wieder zu vernichten, wie er solches schon einmal ausgeführt hatte. Zu Verwirklichung dieses Vorhabens nahm er dießmal zur Kriegslist seine Zuflucht. Er legte einen Theil seiner Leute im Wald in Hinterhalt, und schickte vierzehn andere als Bauern verkleidet mit Vieh an dem Schloßthore der Festung vorbei. Sobald Thirlwall dieß sah, schwur er, die schottischen Bauern ihres Vieh's zu berauben, und machte mit einem beträchtlichen Theil seiner Garnison einen Ausfall. Als er den Viehtreibern bis über den Wald hinaus folgte, woselbst Douglas sich versteckt hielt, warfen die Schotten auf einmal ihre Bauernmäntel weg, erschienen nun in ihren Waffenröcken, schrien ihre Losung Douglas, kehrten um und wurden mit ihren Verfolgern handgemein. Ehe Thirlwall Vertheidigungsanstalten treffen konnte, hörte er das nemliche Geschrei hinter ihm und sah Douglas mit denen im Hinterhalt gelegenen Schotten herbeispringen. Thirlwall selbst blieb nach tapferer Gegenwehr auf dem Platze; nur sehr wenigen seiner Leute gelang es, in die Festung zurückzukehren.

Dadurch, daß Lord Jacob zwei englische Commandanten des ihm zugehörigen festen Schlosses erlegt hatte, und nachdem auch bekannt geworden, wie Douglas ein Gelübde ge-

than, daß er sich an jedem, welcher es wagen werde, von seines Vaters Schloß Besitz zu nehmen, rächen wolle, fürchtete sich Jedermann vor ihm; sowohl in England als in Schottland wurde dem Schloß Douglas der Beiname „das gefährliche" gegeben, weil es für jeden Engländer, der dahin commandirt worden, sehr gefährlich war. Nun mein lieber Hugo mußt Du wissen, daß in diesen kriegerischen Zeiten kein Mädchen einen Mann geheirathet haben würde, der sich nicht durch Tapferkeit ausgezeichnet hätte; ein Feiger, er möge noch so reich und hochgeboren gewesen seyn, wurde allgemein verachtet. Daher war es üblich, daß die Fräulein von ihren Liebhabern oder von denjenigen Rittern, die ihnen gefallen wollten, Beweise ihres Muthes verlangten, die in einer außerordentlichen Waffenthat oder Tapferkeit anderer Art bestanden, worauf sie erst erhört wurden.

Zu jener Zeit, von welcher hier die Rede ist, lebte in England ein junges Fräulein, um welche sich eine Menge Ritter und Edelleute bewarben, weil sie nicht nur außerordentlich reich, sondern auch sehr schön und liebenswürdig war. Einst gab sie an einem heiligen Tage ein großes Fest, wozu sie alle ihre Bewerber und viele andere galante Ritter einlud; nach dem Mittagsmahle stund sie auf, dankte ihnen für die gute Meinung, die sie von ihr haben, sagte aber, daß, da sie zu ihrem Gatten nur einen Mann von unzweideutigem Muthe wählen werde, sie keinem ihre Hand reichen wolle, der nicht das feste Schloß Douglas Jahr und Tag gegen die Schotten vertheidigt haben würde. Auf diese Aeußerung hin verstummten die anwesenden Edelleute; denn obgleich das Fräulein reich und schön gewesen, so war es keine Kleinigkeit und gefahrvoll, sich mit dem guten Lord Jacob Douglas zu

messen.

messen. Endlich erhob sich ein junger stattlicher Ritter und sagte: um den Preis der Liebe dieses Frauleins seie er bereit, das gefährliche Schloß Douglas Jahr und Tag zu vertheidigen, wofern der Konig ihm die Erlaubniß hiezu ertheile. Der König von England war sehr zufrieden, einen so tapfern Mann zur Vertheidigung des gefährlichen Platzes gefunden zu haben. Der galante Ritter hieß Johann Wilton. Er schützte die Feste eine Zeitlang recht gut vor jedem Ueberfall; doch verleitete ihn Douglas endlich durch eine Kriegslist, mit einem Theil seiner Garnison einen Ausfall zu machen, wobei Douglas sie überfiel und schlug. Sir Johann Wilton selbst verlor sein Leben dabei; in seiner Tasche fand man einen Brief des schönen Fräuleins. Douglas bedauerte das unglückliche Ende dieses tapferen Mannes, und ließ keinen der Gefangenen umbringen, wie er früher es zu thun pflegte, sondern schickte sie unter sicherer Begleitung in die nächste englische Garnison.

Douglas war nun nicht mehr der einzige Gegner der Engländer, sondern es bestrebten sich mehrere große Lords, sie anzugreifen und zu vernichten. Unter diesen befand sich Sir Thomas Randolph, dessen Mutter eine Schwester des Königs Robert war; er hatte sich mit Bruce vereinigt, als dieser das erstemal zu den Waffen griff. Später in der dem König gelieferten Niederlage bei Methven wurde Randolph von den Engländern gefangen genommen und — um sein Leben zu retten, genöthigt, in ihre Dienste überzugehen. Er war ihnen so treu geblieben, daß er sich sogar bei Aymer von Valence und Johann von Lorn befand, als diese Bruce's kleine Bande sprengten, und damals verfolgte er die Schotten so schnell, daß er seines Oheims Fahnenträger zum Ge-

fangenen machte und ihm die Fahne abnahm. Einige Zeit hierauf wurde er übrigens selbst durch den guten Lord Douglas unfern einer Einöde bei Linewater gefangen genommen und dem König vorgeführt. Robert machte seinem Neffen, der ihn verlassen hatte, bittere Vorwürfe; Randolph aber, ein Hitzkopf, antwortete etwas unverschämt und wurde deßhalb von König Robert ins Gefängniß geschickt. Kurz nachdem Oheim und Neffe sich wieder versöhnt hatten und Sir Thomas Randolph vom König zum Grafen von Murray ernannt worden war, wurde er einer von Bruce's treuesten Verbündeten. Zwischen ihm und Douglas erhob sich ein edler Wettstreit, jeder von ihnen wollte sich durch Tapferkeit und kühne Handlungen auszeichnen. Da es jetzt gerade der schicklichste Ort ist, so will ich nur einer oder zweier Begebenheiten erwähnen, die darthun werden, welchen furchtbaren Gefahren sich die beiden tapferen Männer unterzogen, um Schottland von seinen Feinden zu befreien.

Während Robert Bruce nach und nach von dem Lande Besitz nahm und die Engländer vertrieb, blieb Edinburgh, die Hauptstadt Schottlands, mit deren festem Schlosse in den Händen der Engländer. Sir Thomas Randolph hätte gar zu gerne diesen wichtigen Platz genommen, aber das Schloß liegt bekanntlich auf einem so steilen hohen Felsen, daß es schwer und beinahe unmöglich ist, sogar nur bis an den Fuß der Mauern zu gelangen, noch vielmehr aber sie zu erklettern.

Während Randolph überlegte, was zu thun sey, kam der schottische Edelmann Francis zu ihm, welcher sich auch unter Bruce's Fahne gestellt hatte, und verlangte eine Unterredung mit ihm. Er erzählte sodann Randolphen, daß er in seiner Jugend im Schlosse Edinburgh's gewohnt habe und daß sein Vater damals Commandant dieses Platzes gewesen

sey. Francis war zu derselben Zeit in ein Fräulein verliebt, welches in einem unterhalb der Feste gelegenen Städtchen, im Graßmarket wohnte. Da er bei Tag die Festung nicht verlassen konnte, um seine Geliebte zu sehen, machte er auf der Südseite einen Weg ausfindig, auf welchem er bei Nacht nach Gefallen über den Felsen hinab- und wieder hinaufkletterte; am Fuße der Mauer bediente er sich allemal einer Leiter, da die Mauer an dieser Stelle nicht sehr hoch war, weil diejenigen, welche solche erbauten, auf die Steile des Felsens gerechnet hatten. Francis hatte diesen gefährlichen Weg so oft zurückgelegt, daß er, ob es gleich schon lange her war, Randolphen versicherte, er kenne den Paß so gut, daß er es übernehmen würde, eine kleine Abtheilung bei Nacht an den Fuß der Mauer zu führen; diese Leute müßten Leitern mitnehmen, worauf dann das Erklettern der Mauer keiner allzugroßen Schwierigkeit mehr unterworfen wäre. Die Gefahr könnte nur dann groß werden, wenn die Schildwache gerade, während sie den Felsen besteigen wollten, sie entdecken würde; in diesem Falle wären sie alle verloren.

Dessen ungeachtet zögerte Randolph keinen Augenblick, das Abentheuer zu bestehen. Er nahm nur 30 Mann mit sich (man darf wohl glauben, daß er die thätigsten und muthigsten ausgewählt hatte) und kam in einer finstern Nacht bis an den Fuß des Felsens; sie bestiegen diesen unter Anführung des Sir Francis; er kroch auf Händen und Füßen Klippe auf- und Klippe abwärts, wobei sie sich manchmal kaum aufrecht halten konnten. Alle 30 waren genöthigt, in einer Linie, einer hinter dem andern zu folgen, und zwar auf einem Pfade, welcher sich eher für eine Katze, als für einen Mann eignete. Ein hinabfallender Stein oder nur

ein laut gesprochenes Wort würde die Schildwache aufmerksam gemacht haben, daher mußten sie sich nur mit größtmöglichster Vorsicht bewegen. Als sie den Felsen bestiegen und sich dem Fuß der Mauer genähert hatten, hörten sie, wie die Wachen die Runde machten, um sich zu überzeugen, ob im Schlosse und um dasselbe alles sicher sey. Randolph und seine Leute konnten nichts besseres thun, als sich recht nahe an den Felsen anzuschmiegen und sich ruhig zu verhalten, bis die Runde vorbeigegangen seyn würde, ohne auf sie zu achten. Während sie beinahe ohne zu athmen da lagen, wurden sie neuem Schrecken ausgesetzt; einer von der Besatzungsmannschaft wollte seine Kameraden aus Spaß erschrecken, warf einen Stein über die Mauer hinab und schrie laut: „Aha, ich sehe Euch wohl!" Der Stein rollte auf Randolph und seine Leute hinab, welche sich natürlich für verrathen hielten. Wenn sie sich bewegt oder das kleinste Geräusch verursacht hätten, so wären sie ohne Rettung verloren gewesen, denn die über ihnen stehenden Soldaten hätten sie Mann für Mann nur mit Steinwürfen tödten konnen. Sie waren jedoch entschlossene und auserlesene Leute, und verhielten sich so ruhig, daß die englischen Soldaten, welche dachten, ihr Kamerad wolle ihnen nur einen Possen spielen (was es auch wirklich war), vorbeigingen, ohne diese Stelle einer nähern Untersuchung zu würdigen.

Hierauf gelangte Randolph mit seiner Mannschaft weiter hinauf und kam eiligst bis an den Fuß der Mauer, die an jener Stelle nicht über 12 Fuß hoch war. Sie legten die mitgenommenen Leitern an und Francis stieg zuerst hinauf, um den andern den Weg zu zeigen; Sir Andreas Grey, ein tapferer Ritter, folgte ihm und hinter diesem Randolph, dann die übrigen. Nachdem sie einmal innerhalb der Mauern

angelangt waren, hatten sie eigentlich nicht sehr viel zu thun, denn die Garnison schlief, mit Ausnahme der Wache, welche urplötzlich niedergemacht war. So wurde Edinburgh's festes Schloß im Jahr 1312 — 13 genommen.

Die Freiheit Schottlands wurde übrigens nicht allein durch die Anstrengungen mächtiger Edelleute, wie Randolph und Douglas waren, bewerkstelligt; sondern die wackeren Freisassen und Pächter und das muthige Landvolk wünschten eben so ihre Hütten, als die Adeligen ihre Schlösser und Grundbesitzungen in ehrenvoller Unabhängigkeit zu wissen, weshalb sie weder Kraftaufwand noch Kosten sparten, um ihr Land von den Engländern zu befreien. Ich werde von den vielen Beyspielen nur eins anführen.

Nahe bei Linlithgow oder Lithgow (welches letztere Wort mehr bekannt ist), lag ein festes Schloß, mit starker, von einem englischen Gouverneur befehligten Garnison besetzt, welche die in der Nachbarschaft wohnenden Schotten mit viel Strenge behandelte. Nicht fern von diesem festen Platze wohnte ein Pächter, ein kühner und starker Mann; er hieß Binnock, oder nach der neueren Mundart Binning. Dieser Mann bemerkte mit viel Vergnügen, wie die Schotten in Wiedereroberung ihres Landes so große Fortschritte machten, und nahm sich vor, seine Landsleute durch irgend eine That, etwa durch Eroberung des Schlosses Lithgow, zu unterstützen. Der Platz war sehr fest, auf der einen Seite an einen See gelehnt, und nicht nur durch Thore, welche gewöhnlich vor jedem Fremden verschlossen wurden, sondern auch durch Fallgatter geschützt. Ein Fallgatter ist eine Art von Thor, aus eisernen Querbalken, gleich einem Rost geformt; es hat keine Angeln, sondern läuft in Rollen, und wird bei annahender Gefahr herabgelassen; dieß kann aber in einem Augenblicke

geschehen, wodurch sodann das Thorgewölbe geschlossen wird; unten sind große eiserne Spitzen angebracht, welche alles auf dem Boden liegende zerquetschen. Ein solches Fallthor kann im Fall eines schnellen Allarms, wenn man nicht mehr Zeit hat, die rechten Thore zu schließen, plötzlich herabgelassen und dadurch dem Feinde das Eindringen verwehrt werden. Binnock wußte dieses wohl, deßwegen versäumte er auch die nöthige Vorsicht nicht, als er das Schloß zu überfallen versuchte.

Er verabredete sich mit einigen beherzten Landleuten, bewog sie, ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen, und führte es auf folgende Art aus.

Binnok hatte die Garnison Linlithgow gewöhnlich mit Heu versehen und erhielt daher eines Tages vom englischen Befehlshaber den Auftrag einige Fuhren zu liefern. Er versprach es zu bringen; aber die Nacht zuvor ehe er mit dem Heu in das Schloß fuhr, stellte er einen Theil seiner Freunde, so gut als möglich bewaffnet, nahe am Eingang auf, woselbst sie von der Garnison nicht gesehen werden konnten und ertheilte ihnen die Weisung, daß sie ihm zu Hülfe springen sollen, sobald sie ihn die Worte — „herbei, herbei," schreien hören. Dann lud er einen großen Wagen voll Heu, in welchem er acht starke, gut bewaffnete Männer, flach auf der Brust liegend, so verbarg, daß sie unmöglich gesehen werden konnten. Er selbst ging unbefangen neben dem Wagen her und bestimmte den stärksten und kühnsten seiner Knechte zum Fuhrmann, dieser mußte eine starke Axt oder ein Beil in seinem Gürtel tragen. Auf diese Art näherte sich Binnok des Morgens sehr frühe dem Schlosse; die Schildwache, welche nur zwei Männer sah, wovon der eine Binnok war, der das erwartete Heu lieferte, öffnete die Thore und zog das

Fallgatter auf. Sobald der Wagen unter dem Thorgewölbe angekommen war, gab Binnok seinem Knecht ein Zeichen, worauf dieser die Stränge durchhieb; die Pferde, welche sich nun frei fühlten, sprangen natürlich vorwärts, während der Wagen stehen blieb. Zu gleicher Zeit schrie Binnok, so laut er konnte: „herbei! herbei!" und hieb mit seinem Schwerdt, das er unter seinen Bauernkleidern verborgen hielt, den Pförtner nieder. Die bewaffneten Männer schlüpften sodann aus dem Heu hervor, unter welchem sie versteckt lagen, und stürzten auf die englische Wache los. Die Engländer versuchten hierauf die Thore zu schließen, aber sie konnten nicht, weil der Heuwagen unter dem Thorgewölbe stand und die Flügelthüren aufhielt, dann wurde das Fallthor herabgelassen, aber das Gitter fing sich im Wagen und konnte deshalb nicht auf den Boden fallen. Nachdem die nahe am Thore in Hinterhalt gelegten Männer den Ruf, „herbei! herbei!" gehört hatten, sprangen sie denen, welche aus dem Heu geschlüpft waren, zu Hülfe. Das Schloß wurde genommen und alle Engländer entweder niedergemacht oder gefangen genommen. König Robert belohnte Binnok dafür mit einem Lehen, in dessen Besitz seine Nachkommen noch lange blieben.

Vielleicht machen Dir, mein liebes Kind, diese Geschichtchen lange Weile; jetzt werde ich Dir aber nur noch erzählen, wie das große und wichtige Schloß Roxburgh den Engländern genommen wurde, und dann erst wollen wir andere Gegenstände abhandeln.

Du mußt wissen, Roxburgh war damals ein sehr großes Schloß, nahe an den Flüssen Tweed und Tiviot gelegen, wo sie sich mit einander verbinden. Da es nur 5 — 6 Meilen

von England gelegen war, so wünschten die Engländer sehr, es zu behalten; ebenso wünschten die Schotten es zu besitzen.

An einem Fastnachtabend, welchen die römisch-katholischen Christen als Fest betrachteten und durch allerley Lustbarkeiten und Gastmahle feierten, hatte sich der größte Theil der Garnison Roxburgh bei fröhlichem Mahle gelagert, jedoch zu Vermeidung eines Ueberfalls mehrere Wachen auf die Mauerzinnen aufgestellt; denn da den Schotten schon so manche Unternehmungen der Art gelungen waren, und da man Douglas in der Nähe wußte, hielten sie sich selbst für verpflichtet auf ihrer Hut zu seyn.

Dort befand sich auch eine Engländerin, die Frau eines Officiers; die, ihr Kind in ihre Arme schließend, auf den Mauerzinnen saß; sie schaute von dort auf die Felder hinab und bemerkte einige schwarze Gegenstände welche mit einer Viehheerde Aehnlichkeit hatten, die sich nicht weit von der Schloßmauer umher zerstreue, und dem Schloßgraben nähere. Sie zeigte dieß der Schildwache und fragte sie, was das seye? — „Ah!" antwortete der Soldat, „das ist das Vieh eines Pächters" (wobei er den Namen eines, nahe am Schloß wohnenden Pächters nannte) „dieser gute Mann macht sich eine lustige Fastnacht und hat vergessen seine Ochsen in dem Hofraum einzuschließen; wenn aber Douglas ihnen vor Tagesanbruch begegnet, so wird jener seine Nachläßigkeit bereuen." — Diese daherschleichenden Gegenstände, welche sie von der Schloßmauer aus sahen, waren wahrhaftig keine Viehheerde, sondern Douglas mit seinen Soldaten, welche ihre Waffen mit schwarzen Mänteln bedeckt hatten und auf allen Vieren krochen, um, ohne erkannt zu werden, sich der Schloßmauer so zu nähern, daß sie Leitern anlegen konnten. Die arme Frau, welche nichts von dem wußte, saß ruhig auf der Mau-

er und sang ihrem Kinde etwas vor. Der Name Douglas nämlich war den Engländern so furchtbar, daß die Weiber gewöhnlich ihre Kinder damit schreckten und ihnen sagten, wenn sie nicht brav seyen, „so werde sie der schwarze Douglas holen." So sang auch des Officiers Frau:

„So sey doch still, Du kleiner Wicht,
Sey nur ruhig, er frißt Dich nicht.
Der schwarze Douglas kriegt Dich nicht."

„Das wißt Ihr noch nicht gewiß," flüsterte eine Stimme hinter ihr her. Sie fühlte zugleich eine gewichtige Hand mit einem eisernen Handschuh auf ihrer Schulter und als sie sich umsah, erblickte sie wahrhaftig denselben schwarzen Douglas dicht neben ihr, von dem sie so eben sang, einen langen, schwarzen, starken Mann. Zugleich sah sie einen andern Schotten nahe bei der Schildwache, die Mauer heraufsteigen. Der Soldat machte Lärm und stach mit seiner Lanze nach dem Schotten, welcher Simon Ledehouse hieß; aber Simon parirte den Stoß, wurde mit der Schildwache handgemein und brachte ihr mit seinem Dolche einen tödtlichen Stich bei. Die übrigen Schotten erstiegen vollends die Burg, unterstützten Douglas und Ledehouse und nahmen sie ein. Viele der Soldaten kamen um's Leben, aber die Frau mit ihrem Kinde wurde durch Douglas beschützt. Ich darf es wohl sagen, sie sang nie mehr von dem schwarzen Douglas.

Während Douglas, Randolph und andere treuherzige Patrioten den Engländern Schlösser und feste Plätze abnahmen, marschierte König Robert mit einer beträchtlichen Armee durch Schottland, und schlug und sprengte alle die englischen Corps, welchen er begegnete. Er begab sich in den nördlichen Theil Englands, besiegte die große und mächtige Familie Comyn's, die wegen dem von ihm an Comyn dem

Rothen in der Kirche zu Dumfries verübten Mord noch immer sehr aufgebracht gegen ihn war. Die Engländer versammelten alle ihre Streitkräfte, waren aber, da die Schotten die Oberhand gewannen, sehr in Besorgniß. Bruce ließ mehr als dreißig in einem Tag köpfen, und der Platz, woselbst sie begraben wurden, hieß später: „das Grab der enthaupteten Comyn." —

Eben so wenig hatte Robert Bruce den Johan M'Dougal von Lorn vergessen, weil dieser ihm bei Dalry eine Niederlage geliefert und ihn durch Hülfe seiner Vasallen, der M'Androssers, beinahe gefangen genommen oder ums Leben gebracht hätte, und ihn später sogar mit Schweishunden verfolgen ließ. Als Johann von Lorn hörte, daß Robert gegen ihn marschiere, hoffte er sich dadurch in Vertheidigungsstand zu setzen, daß er auf der einen Seite eines der bedeutendsten Gebirge Schottlands Cruacham Cen, einen sehr starken Paß besetzte. Der Weg war dort sehr eng, auf der einen Seite von hohen Felsen begränzt, auf der andern von tiefen Abgründen, die sich nach dem großen See Lochawe neigten, wodurch er sich hinlänglich gesichert glaubte, weil er nur in der Front und auf einem sehr schwierigen Pfad angegriffen werden konnte. Robert Bruce hatte die Aufstellung seiner Feinde bald erforscht, und schickte eine Abtheilung leicht bewaffneter Bogenschützen unter dem Commando des Douglas, auf einer sehr schwierigen und entfernteren Straße ab, um die nördliche Seite des Hügels zu umgehen und so die Mannschaft des Johann von Lorn in Front und Rücken zumal anzugreifen. Er hatte Signale geben lassen, um zu erfahren, wann Douglas an dem ihm bezeichneten Platze angekommen sey. Der König rückte dann gegen Lorn's Mannschaft in Front vor, welch letztere den König gleichsam herausforderten, Pfeile

auf seine Leute abschossen und Steine auf den Pfad hinabroll- ten, weil sie sich selbst für ganz gedeckt hielten; als sie aber durch Douglas und dessen Bogenschützen im Rücken angegrif- fen wurden, verloren sie den Muth und ergriffen die Flucht. Viele von ihnen kamen in dem Paß und in den Abgründen um, und viele ertranken in dem See und in dem großen Fluß, welcher aus diesem fließt. Johann von Lorn entkam nur durch Hülfe seines Bootes, das er auf dem See in Be- reitschaft hatte. Auf diese Art hatte sich König Robert voll- kommen an ihm gerächt und ihm einen großen Theil seines Gebietes abgenommen.

Die Engländer besaßen nun kaum mehr **einen** Platz von Wichtigkeit in Schottland, mit Ausnahme von Stirling, welches durch Eduard Bruce, des Königs Bruder, blokirt wurde. Eine Stadt oder einen festen Platz zu blokiren, heißt nämlich ihn mit einer Armee umgeben, um jede Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Dies war bei Stirling der Fall, bis Sir Philipp Mowbray, der Commandant des Platzes, nachdem er fand, daß er aus Mangel an Lebensmitteln das Aeußerste zu thun genöthigt sey, mit Eduard Bruce eine Uebereinkunft traf, in Folge deren er den Pletz übergeben wollte, wofern derselbe nicht vor der Mitte des Sommers durch den König von England entsetzt würde. Sir Eduard erlaubte noch überdieß, daß Mowbray nach London gehen dürfe, um König Eduard mit diesen Bedingungen bekannt zu machen. Als aber König Robert hörte, was sein Bruder gethan habe, hielt er diese Uebereinkunft für gefährlich, so- bald er genöthigt seyn würde, sich mit der gesammelten Macht Eduards II. in eine Schlacht einzulassen, da dieser ganz Eng- land, Irland, Wales, einen großen Theil Frankreichs unter sich hatte, und unterdessen eine weit mächtigere Armee, als

die Schotten, zusammen bringen konnte, selbst, wenn ganz Schottland unter Robert's Befehlen gestanden wäre. Sir Eduard von Natur mit viel Muth begabt, antwortete seinem Bruder: „Laßt Eduard immer so viel Leute als er kann, uns entgegen setzen, wir wollen sie dennoch bekämpfen.“ Der König bewunderte seinen Muth, obgleich einige Leidenschaft damit im Spiele gewesen seyn mag. — „Da es nun einmal „so ist, Bruder,“ sagte er, „so wollen wir herzhaft eine „Schlacht wagen und alle die Unsrigen versammeln, um Schott„lands Freiheit zu erringen; sie werden gewiß gegen König „Eduard ziehen, und sollte er mit seiner ganzen Armee her„bei kommen, um Stirling zu befreien.“

Einladung zur Subscription
auf
eine allgemein nützliche und wohlfeile
Volks-Bibliothek.

Historischer Bildersaal
für
alle Stände
herausgegeben
in Verbindung mit mehreren Gelehrten
von
D. Karl von Rotteck,
Großherzoglichem Baden'schen Hofrath und Professor.

Es ist eines der bedeutsamen und zugleich hoffnungsreichen Zeichen der Zeit, daß die Neigungen der Lesewelt mehr und mehr von frivoler zu ernster Lekture sich wenden, und daß zumal die Geschichte mit ihren hohen Bildern so Manche jetzt anzieht, die ehedessen nur gern auf den blumigen Feldern der Romane sich ergiengen. Jede literarische Erscheinung, die auf Befriedigung so edlen Geschmackes abzweckt, darf sich einer wohlwollenden Aufnahme getrösten, wofern sie nach Geist und Form gebildeter Leser nicht unwürdig ist. Auch längst bekannte Geschichten läßt man gerne von Neuem sich vorführen, wenn sie nach ihrem höheren Interesse zu wiederholtem Verweilen bei ihnen einladen, oder wenn ein neuer Standpunkt ihrer Beschauung auch neue Partien oder neue Verhältnisse darstellt. Also wird ein an Schönheiten reiches Land immerdar mit sich wiederholender Freude bereiset, und der sinnige Wanderer zeichnet gern in seine Gedächtnißtafeln einige der anziehendsten, überraschendsten, oder reichsten Ansichten und Landschaften ein, um dadurch seinen eignen Genuß dauerhafter zu machen, und ihn gleichgestimmten Freunden mitzutheilen. — Der

historische Bildersaal,
dessen Eröffnung wir hiemit ankünden, enthält eine solche Anzahl ausgewählter Zeichnungen, sämmtlich aus den bekannteren und wohl von allen unsern Lesern schon wiederholt bereisten Räumen: doch auch sämmtlich von der Art, daß jede wiederholte Beschauung mit erneutem Genusse lohnt, und jede Veränderung des Standpunktes neue Ansichten darbietet. Sie sind alle in verwandtschaftlicher Berührung mit den großen Erscheinungen der Gegenwart, mit den verhängnißreichen Lehren, Wünschen, Bedürfnissen und Befürchtungen, welche die neueste Zeit bewegen und über ganz Europa, ja über die Welt, alle bessern Gemüther füllen. Sie sind sämmtlich bedeutungsvoll, sprechen gleichmässig zu den Königen wie zu den Völkern, zeigend, hier wie die Herrschaft und dort wie die Freiheit errungen, behauptet, und verloren wird, jenes durch Mäßigung, Gerechtigkeit, Weisheit, dieses durch Engherzigkeit, Unrecht und Uebertreibung.

Es sind für's erste dreizehn Bilder gewählt worden, deren Interesse sich wohl schon durch die Ueberschrift ausspricht und daher keiner weitern Empfehlung bedarf.

1) Geschichte der Inquisition.

Es kann nur heilsam seyn, die vollendeten Schrecken dieser scheußlichen Ausgeburt des Fanatismus und der Tyrannei sich zu vergegenwärtigen; denn dieselben werden und müssen wiederkehren, wenn nicht das System gesetzlich begründeter Freiheit über die Anmaßungen der Gewalt den Sieg erringt. Wahrlich nichts ist natürlicher verbunden, daher nichts consequenter, als der verbundene Ruf: „Absolutismus und Inquisition!“

2) Die Geschichte des unglücklichen
Johann Huß und des Constanzer
Conciliums

unterhält unsern Abschen gegen das Reich der Finsterniß; und durchdrungen von ihm begreift man klarer, Geist und Wohlthat der Kirchenreformation, und begleitet man mit erhöhtem Interesse

3) den Heldenkampf der
Niederländer für ihre Befreiung vom Spanischen Joch.

Dieses dritte Gemälde muß auch in der drangvollsten Zeit einen tröstenden Eindruck geben.

4) Auch die Geschichte der

Bildung der Schweizerschen Eidgenossenschaft,

das vierte Bild in unserer Galerie, wird den Freunden der Freiheit willkommen seyn; der eigenthümliche Reiz desselben, wie jene des herrlichen Schweizerlandes erhält sich auch bei täglicher Betrachtung. — Als minder erfreuende, doch gleich lehrreiche Gegenstücke folgen 5) und 6), die Geschichte des

Bauernkrieges in Teutschland und jene der Ligue in Frankreich;

zweier verunglückter und des Verunglückens werther Unternehmungen; dort eines durch Mißhandlung in Wuth gebrachten Volkshaufens, hier einer theils herrschsüchtigen, theils fanatischen Partei. Schlechtigkeit der Führung dort, und Schlechtigkeit der Zwecke hier erklären den Ausgang und lassen ihn selbst wünschen. Dagegen sprechen 7) und 8) die Geschichte der

Vertreibung der Stuarts und jene der Nordamerikanischen Revolution

ein reines, ächt humanes und bürgerfreundliches Interesse an, als die glorreichsten, entscheidendsten, makkelfreiesten und früchtereichsten Triumphe des Rechts über die Anmaßung, und als höchst imposante Lehren für despotische Machthaber.

Auch 9) Geschichte des verhängnißreichen

Feldzugs wider Rußland im Jahr 1812,

und 10) Blicke auf

Napoleon in seiner Verbannung auf St. Helena.

bieten solche Lehren — wohl auch Stoffe zu hochwichtigen Vergleichungen — dar, und können für fühlende Gemüther nur von vielfach erschütternder Wirkung seyn.

Am Ende der Galerie (unter Nr. 11. 12. u. 13.) werden wir drei Gemälde aus der vaterländischen Geschichte setzen, die Geschichte des

teutschen Adels,

die des teutschen Städtewesens, und die der teutschen Bauern.

Wem es angelegen ist, seine eigne Stellung im Vaterland zu kennen, mehr noch, wer über Gegenwart und Zukunft Teutschlands, sey es ihm vom rechtlichen oder vom politischen Standpunkt zu urtheilen, vernünftige Wünsche oder Ahnungen zu hegen, oder auch mit mehr oder weniger zählenden Stimme zu sprechen begehrt, dem muß jene dreifache Geschichte kostbar, jedenfalls eine willkommene Leuchte seyn.

Wenn wir diesem unserm historischen Bildersaal die Gunst des gebildeten Publikums aller Stände, insbesondere auch der edleren Jugend und ihrer Erzieher versprechen, so berechtigt uns dazu ausser der Natur seines Inhaltes auch der Name der Herren Mitarbeiter, welche wie Münch, Pahl, Pfaff, Schneller u. A. schon lange sich der Achtung und Liebe der Geschichtfreunde erfreuen und nur in zeitgemäßer, nach Recht und Wahrheit gehender Richtung zu arbeiten gewohnt sind.

Der Bildersaal wird aus einer Reihe von fünfzig Bändchen bestehen, wovon monatlich 1 — 2 in Oktav geheftet, erscheinen werden. Um dieses Werk, an dessen Spitze der als Historiker und als practischer Staatsmann gleich hochgeachtete Herr Hofrath von Rotteck steht, in Jedermanns Hände gelangen zu lassen, haben wir den Subscriptionspreis (18 Kreuzer oder 5 Groschen Sächsisch für das geheftete Bändchen) aufs Billigste gestellt. Subscribenten-Sammlern, namentlich die Herren Lehrer, welche für ihre Schüler auf dieses Werk zu subcribiren wünschen, bewilligen wir auf zehn Exemplare das eilfte frei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte aus d. Engl. ü
bers

Bd.: 1

Stuttgart (1828)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.110(19#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715805-5